

**Inhalt:** Schiller's Liebe und Freundschaft. Historische Novelle von Max Ring. (Fortsetzung.) V-VII (mit Illustration von Vinc. St. Verche). — Der Handschuh, von Jeanne Marie von Gabelle. Georgens. — Ein Kind des Glücks, von Neumann-Strela (mit Illustration von J. Watter). — Die arme alte Frau, von Maurus Köfal. — Der Blumengarten am Gensersee, von Marie Giese. — Ueber populäre Medicin. (Fortsetzung). — Frühlingsgespräche, von Rojewthal-Vonin. — Schach-Aufgabe. Nr. IV. — Nebus. — Räthsel. — Aufösungen des Räthfels, Nebus und der Schach-Aufgabe Seite 122. — Correspondenz.

**Schiller's Liebe und Freundschaft.**

Historische Novelle von Max Ring.  
(Fortsetzung.)

V.  
Die Schwestern.

Einige Wochen später wanderten an einem milden Frühlingsabend die beiden Schwestern von Lengeseid von ihrer Wohnung in Rudolstadt auf dem Wege nach dem nahen Dorfe Volkstätt, wo Schiller bei dem Cantor des Ortes durch Lotte's Fürsorge ein passendes Unterkommen gefunden hatte.

Die Landschaft trug den Charakter anmuthiger Lieblichkeit; grüne Hügel und sanft aufsteigende Berglehnen, mit blühenden Obstbäumen bepflanzt, bildeten den malerischen Vordergrund, während in der Ferne die Höhenzüge des Thüringer Waldes mit ihren frischen Laubwäldern und dunklen Tannen emporsragten, mattenhaft beleuchtet von dem goldenen Abendlicht.

Durch das blühende Thal der Saale schlängelte sich in sanften Windungen der Silberstreif des Flusses zwischen fastig frischen Wiesen. Aus einer mit schimmerndem Moos bedeckten Felsenschlucht ergoß sich ein wildromantischer Waldbach, über den eine hölzerne Brücke führte.

Auf dieser Stelle blieben die Schwestern einige Augenblicke stehn und blickten erwartungsvoll nach dem jenseitigen Ufer, wo sich zwischen einer Gruppe prachtvoller Schwarzpappeln ein schattiger Fußpfad hinzog.

„Wo nur Schiller wieder bleibt?“ sagte die ältere Karoline mit sichtlicher Ungeduld. „Er hat doch versprochen, sich pünktlich einzufinden.“

„Wenn er nur nicht wieder krank geworden ist,“ versetzte Lotte besorgt.

„Eher glaube ich, daß er durch eine Arbeit verhindert wird. Er strengt sich viel zu viel an.“

„Es ist wirklich traurig, daß ein solcher Geist für das tägliche Brod arbeiten muß. Ich wünschte unserem Freunde eine gesicherte Lebensstellung, die ihm gestattet, den Eingebungen seines Genies, befreit von jeder irdischen Sorge und ungehindert zu folgen.“

„Das dürfte nicht so leicht sein,“ entgegnete Karoline. „Er selbst denkt noch immer daran, sich um eine Professur in Jena zu bewerben.“

„Damit wird ihm wenig geholfen sein, da er auf eine Besoldung nicht rechnen kann. Außerdem fürchte ich, daß die strenge Wissenschaft ihn der Poesie entfremden möchte.“

„Der Meinung bin ich nicht. Ich glaube gerade umgekehrt, daß ihm vor Allem ein fester Beruf Noth thut und ihm einen sichern Halt geben wird. Gerade ein ernstes Studium muß nach meiner Meinung vortheilhaft auf den Dichter wirken.“

„Und ich kann mir nicht den Dichter ohne Freiheit denken. Außerdem,“ setzte sie zögernd hinzu, „gestehe ich Dir aufrichtig,

daß ich in dieser Hinsicht etwas Egoistin bin und den Umgang mit Schiller nicht gern entbehren möchte. Wenn er Professor ist, wird er schwerlich die nöthige Zeit haben, um wieder einen ganzen Sommer mit uns hier zu verleben.“

„Steh, steh!“ drohte Karoline scherzend. „Das habe ich gar nicht geglaubt, daß sich die Weisheit so lebhaft für unsere Dichter interessiert.“

„Als wenn es der Bequemlichkeit anders mit ihm ginge. Auch Du wirst ihn schwer vermissen, wenn er uns verlassen sollte.“

„Aber trotzdem liegt mir vor Allem das Glück und die Zukunft meiner Freunde und auch Schiller's am Herzen. Deshalb wünsche ich, daß er sich zur Professur entschließt; das Uebrige wird sich finden, dafür laß uns Frauen sorgen. Ich habe allerlei

abredeten Stelle erblickte. Nachdem er sie begrüßt und sich wegen der Verspätung durch eine unaufschiebbare Arbeit entschuldigt hatte, ließ er sich an ihrer Seite auf dem grünen Rasen nieder, indem er aus der Tasche seines langen Rockes das Manuscript „des Geistersehers“ zog, auf dessen Vorlesung die Schwestern im hohen Grade gespannt waren.

Mit athemloser Aufmerksamkeit verfolgten Beide den Gang der interessanten Erzählung, gefesselt von der dramatischen Lebendigkeit der Handlung, dem geheimnißvollen Zauber der abenteuerlichen Begebenheit und der scharfen Zeichnung der seltsamen und doch so poetischen Charaktere.

Nur selten unterbrachen sie durch eine beifällige Bemerkung oder durch eine Frage, die ihren innigen Antheil und ihr feines Verständniß bekundete, die Mittheilungen des Dichters. Erst als er geendet hatte und Schiller sie aufforderte, ihre Meinung über seine neueste Arbeit, auf die er selbst keinen besonders großen Werth legte, offen auszusprechen, kamen die Schwestern seinem Wunsche nach.

Während Lotte mit weiblichem Instinkt in der schönen „Griechin“ des Romans ein lebendes und Schiller nur zu gut bekanntes Original ahnte, verschwieg ihm Karoline nicht, daß sie seinen andern Arbeiten und vor allen seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande“, aus der er ihr einige Bruchstücke mitgetheilt hatte, den Vorzug gebe, indem sie zugleich überhaupt die Geschichte über den Roman zu setzen schien.

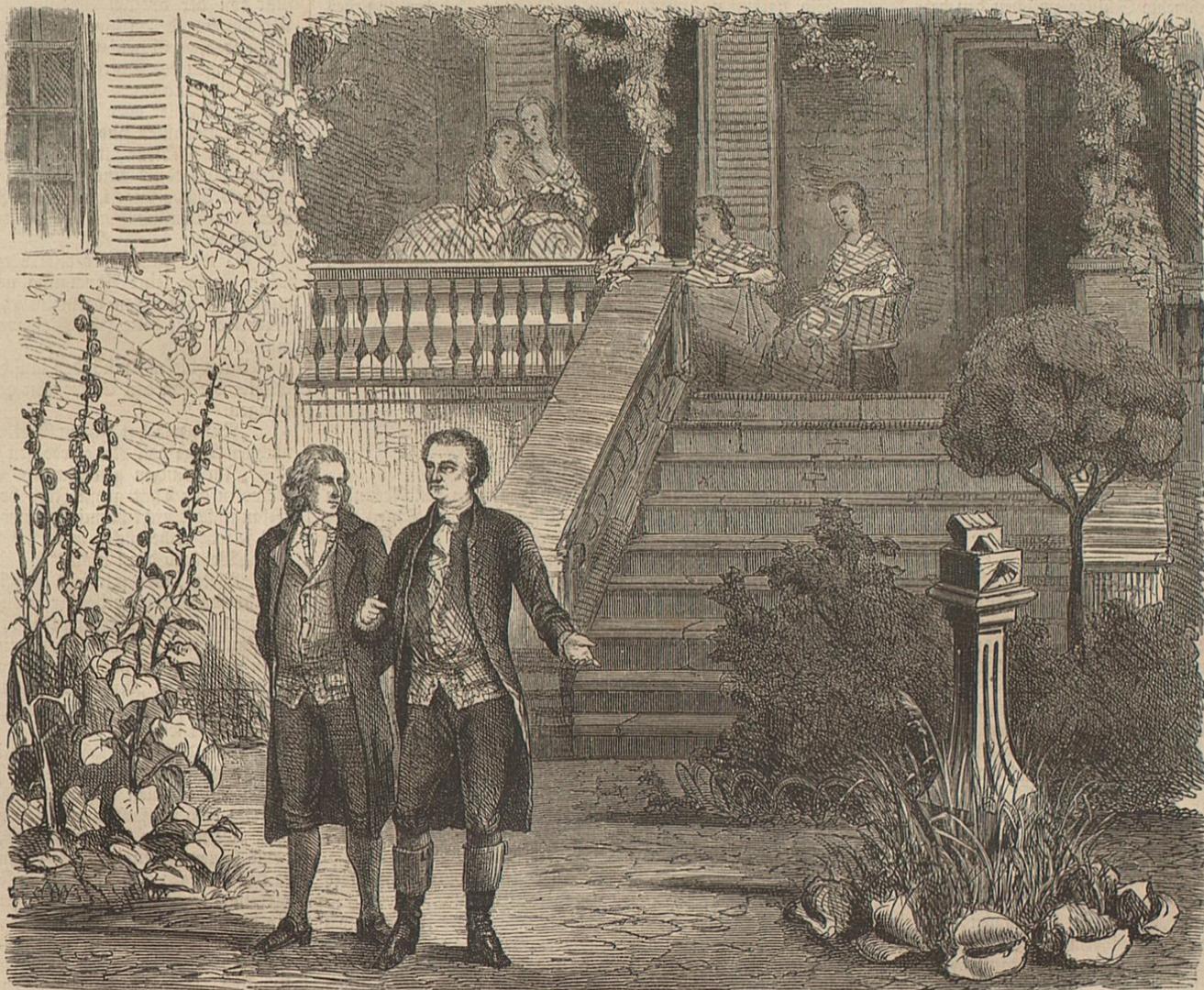
Schiller stimmte zum Theil der geistreichen Freundin bei, während er andererseits gegen sie die freie Dichtung in Schutz zu nehmen suchte, indem er auf die nicht seltenen Unzuverlässigkeit und Lückenhaftigkeit der Geschichte hinwies.

„Mir dünkt,“ sagte Karoline, „die Geschichte wird noch kein Roman, wenn auch einige Züge falsch sind. Die großen Revolutionen bleiben doch immer wahr, und eine große Seele versteht ihren Geist noch in der Ferne. Im Anschauen wahrer Begebenheiten schwebt doch immer der Seele ein großer Ring vor; sie wird in den Strom der Ereignisse geflochten und in ferne Zeiten gezogen.“

„Was Sie von der Geschichte sagen,“ entgegnete Schiller, „ist gewiß ganz richtig, und der Vorzug der Wahrheit, den die Geschichte vor dem Roman voraus hat, könnte sie schon allein über ihn erheben. Es fragt sich nur, ob die innere Wahrheit, die ich die philosophische und Kunstwahrheit nennen will, und welche in ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer andern poetischen Darstellung herrschen muß, nicht eben so vielen Werth hat, als die historische.“

„Wie selten aber findet man in der Kunst die Wahrheit, während sie in der Geschichte uns fast auf jeder Seite entgegenpringt.“

„Um so größer ist der Werth der ersteren. Daß ein Mensch



Schiller's Liebe und Freundschaft. Zeichnung von Vinc. St. Verche.

„Die beiden Dichter gingen nebeneinander auf und nieder, während die Blicke der Damen den Promentrenden aufmerksam folgten.“

Pläne, über die ich brüte. Der Großherzog muß für Schiller eine Pension bewilligen, oder der Coadjutor Dalberg in Erfurt Etwas für ihn thun. Vor Allem aber verspreche ich mir das Beste von Goethe, wenn er erst aus Italien zurückkehrt. Er soll Schiller bei uns kennen lernen und wird sich gewiß nicht weigern, ihm nach Kräften beizustehn.“

„Das gebe der Himmel!“ versetzte Lotte. „Auch ich habe keinen andern Wunsch, als das Glück unseres Freundes.“

Während die Schwestern in solch liebevoller Weise von dem Dichter sprachen und sein Schicksal ernstlich in Erwägung zogen, erschien derselbe auf der Brücke, vom Schimmer der Abendröthe beleuchtet.

Der gedankenvolle Ernst auf seiner hohen Stirn machte einer strahlenden Heiterkeit Platz, als er die Freundinnen an der ver-

\* Die eigenen Worte Karolinens und Schiller's.

in solchen Tagen so empfindet, handelt und sich ausdrückt, ist ein großes wichtiges Factum für den Menschen, und das muß der dramatische oder der Romandichter leisten. Die innere Uebereinstimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingestanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen sein muß. Der Nutzen ist unverkennbar."

"Ich glaube Sie jetzt zu verstehen," bemerkte Lotte mit strahlenden Augen. "Was wirklich ist, braucht nicht immer wahr, und was wahr ist, nicht immer wirklich zu sein; die Poesie kann oft wahrer, als die Geschichte uns erscheinen und die ungelösten Räthsel derselben uns entschleiern helfen."

"Und vor Allem," fuhr Schiller ihr beifällig zurückend fort, "lernt man auf diesem Wege die Menschen und nicht den Menschen kennen, die Gattung und nicht das sich so leicht verlierende Individuum. In diesem großen Felde ist der Dichter Herr und Meister; aber gerade der Geschichtsschreiber ist oft in den Fall gesetzt, diese wichtige Art von Wahrheit seiner historischen Richtigkeit nachzusetzen oder ihr mit einer gewissen Unbehilflichkeit anzupassen; was noch schlimmer ist. Ihm fehlt die Freiheit, mit der sich der Künstler mit schöner Leichtigkeit und Grazie bewegt, und am Ende hat er weder die eine noch die andere befriedigt."

"Deshalb," erwiderte Karoline, "hatte ich Sie, mein Freund, zum Geschichtslehrer vor Allen berufen, da sie die beiden Arten der Wahrheit in Ihrem Geist vereinen."

"Trotzdem," lächelte Schiller in richtiger Selbsterkenntniß, "werde ich immer die schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Unkosten der historischen Wahrheit Leser und Hörer finden und hier und da mit jener ersten philosophischen Zusammen treffen: Die Geschichte ist mir überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden."

Die indeß eingetretene Dämmerung mahnte zum Aufbruch; Schiller begleitete die Schwestern noch eine Strecke ihres Weges. Unter solchen bedeutenden Gesprächen, mit denen eine heitere Unterhaltung abwechselte, wandelten sie durch das stille Thal zwischen den duftenden Wiesen, unter dem gestirnten Himmel, gleich festigen Geistern, von denen die Bande der Erde abgefallen.

Kein irdisches Verlangen, keine leidenschaftliche Zuneigung störte diese Blüthenzeit einer beginnenden geistigen Freundschaft, in der sie alle ihre Gemüths- und Geisteskräfte in völliger Befriedigung und Einklang fühlten. Die Zukunft lächelte ihnen, vom Zauber der Ahnung und Hoffnung umspinnen.

Nicht gespannt und gedrückt durch heftiges Streben Liebe zu gewinnen, entfaltete sich ihr Leben frei, ruhig und still in seinen tiefsten Kräften und, vom Strahl der Wahrheit beleuchtet, spiegelte sich Seele in Seele.

Verauscht von dem Frühling in der Natur und in seinem Herzen, von all dem Blühen und Duft, Reimen und Drängen einer nie gekannten Seligkeit, schwebte Schiller zwischen den beiden Schwestern, bald von Karolines Geist, bald von Lottens jugendlicher Anmuth angezogen, bald in den Augen der älteren das innigste Verständniß, bald in den Blicken der jüngern die unbewußt aufkeimende Neigung, die sich unter der Bewunderung barg, mit Entzücken lesend.

Wie die emsige Biene oder der beschwingte Schmetterling von der Knospe zur Blüthe, von dem bescheidenen Weichen zu der duftenden Rose fliegt, schwebte sein Geist zwischen ihnen, sie mit gleich inniger und doch verschiedener Neigung umfassend. Die doppelte Liebe unter dem täuschenden Gewand der Freundschaft verschmolz in seiner Brust zu einem seligen Gefühl, in das sich neidlos beide Schwestern theilten. Ohne Eifersucht erkannte Lotte die geistige Ueberlegenheit der älteren Schwester an, indem sie sich an der Bewunderung freute, die ihr Schiller offen zollte, während Karoline es natürlich fand, daß Lottens Anmuth und Naivität ihn entzückte.

Die gemeinsame Neigung zu einem Dritten gewährte ihnen nur noch einen besonderen Reiz und erhöhte ihre gegenseitige geschwisterliche Liebe. Zugleich gab ihnen dieses Gefühl eine gewisse Sicherheit und Unbefangtheit, da jede gewissermaßen durch die andere ihre Empfindungen gebilligt und gerechtfertigt fand. Beide aber blühten zu dem Dichter wie zu einem Stern empor, sich an seinem Licht erfreuend, ohne den Wunsch, ihn ausschließlich für sich zu besitzen. So entwickelte sich hier ein wunderbar reines und doch nicht ganz ungefährliches Verhältniß, wie es so leicht nicht wiederkehren dürfte.

Ähnliche Spaziergänge wiederholten sich und wechselten mit weiteren Ausflügen nach dem schönen Schwarzathal und dem romantischen Schwarzburg ab, woran sich die Freunde der Schwestern, das liebenswürdige Fräulein von Holleben, und ihr Verlobter, der strebame Baron von Gleichen, beteiligten.

Auch die würdige Mutter, gewöhnlich nur die „chère mère“ genannt, hatte den Gast bald lieb gewonnen, der sich ihr durch Schenkung einer englischen Bibel angenehm zu machen wußte, während Herr von Weulwitz, der Gatte Karolines, eine hohe Verehrung für Schiller's Talent empfand. Selbst „Duduchen“, der kleine Lieblingshund der Familie, wedelte ihm schon von weitem entgegen, und das Hausthürchen ließ sich gern von ihm streicheln.

Mit jedem Tage gewann der Verkehr an Innigkeit und Vertraulichkeit. Wenn Schiller von Wolfstätt ermahnt nach Rudolstadt kam, durfte er den Ehrenplatz auf dem Kanapee, dem einzigen Luxusgegenstand, neben den Schwestern einnehmen, und Lotte gestattete ihm sogar zuweilen, an ihrem eigenen Schreibtisch zu arbeiten. Wenn er durch Unwohlsein oder Krankheit am Erscheinen verhindert war, trösteten ihn zarte Bilets, von duftenden Blumenpenden begleitet. Da er sich bei seinen nächtlichen Spaziergängen und Wanderungen häufig Erkältungen aussetzte, so siedelte er ganz nach Rudolstadt über. Gern hätte er den Schwestern gegenüber gewohnt, doch mußte er sich den Wunsch verjagen, da er kein geeignetes Quartier in ihrer Nähe fand.

"Ich brächte dann," sagte er zu Lotte leise, "einen Spiegel an meinen Fenstern an, daß mir Ihr Bild gerade vor dem Schreibtisch zu stehen käme, und dann könnte ich mit Ihnen sprechen, ohne daß es ein Mensch wüßte."

Ein bald darauf folgendes trauriges Ereigniß trug noch dazu bei, wenn dies möglich war, die freundschaftlichen Bande enger zu knüpfen. Schiller's Wohltäterin, die edle Frau von Wolzogen, starb auf ihrem Gute Bauerbach; er beweinte sie aufrichtig und schloß sich nur um so inniger an den trauernden Sohn an, der mit der Familie von Lengsfeld verwandt und besonders mit Karoline so innig befreundet war. Die gemeinsame Theilnahme an Wilhelm von Wolzogen, der nach dem Tode seiner Mutter nach Paris ging, um sich in der Baukunst, seinem Beruf,

weiter auszubilden, brachte Schiller der älteren Schwester unwillkürlich näher. Sie theilte ihm die Briefe und Urtheile des Abwesenden über seinen jetzigen Aufenthalt mit, und Beide beschäftigten sich vielfach mit dem Freund.

"Ich finde," sagte Schiller nach einer solch vertraulichen Mittheilung, "daß Wolzogen's Ansichten über Paris unter diesen Umständen nicht anders ausfallen konnten. Das Object ist ihm wirklich noch zu groß, sein innerer Sinn muß erst dazu hinauf gestimmt werden."\*)

"Ich glaube auch," entgegnete Karoline, "daß unserem Freunde der richtige Maßstab fehlt."

"Paris dürfte freilich dem philosophischen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck machen, aber einen kleinen gewiß nie; denn auch die Verirrungen eines so fein gebildeten Staates sind groß. Was für eine prächtige Erscheinung ist das römische Reich in der Geschichte, auch bei seinem Untergang!"

"Mit dieser Anschauung müssen Sie sich durch die kleinliche Umgebung beschränkt fühlen und nach einem größeren Lebens- und Wirkungskreise sich sehnen."

"Mir für meine kleine stille Person," versetzte Schiller lächelnd, "erscheint die große politische Gesellschaft aus der Haselnußschale, woraus ich sie betrachte, ungefähr so, wie einer Raupe der Mensch vorzukommen mag, an dem sie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Respekt vor diesem großen drängenden Menschenocean; aber es ist mir auch wohl in meiner Haselnußschale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, ist nicht geübt, nicht entwickelt, und so lange mir das Wächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht versiegt, werde ich von diesem großen Ocean ein neidloser und ruhiger Bewunderer sein."

"Auch im kleinen Kreise," entgegnete Karoline sinnig, "kann man Großes denken und durchleben."

"Und dann glaube ich," setzte er philosophirend hinzu, "daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist, als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk, der Mensch ist das Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls, aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen; und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk, aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst und der Schöpfer des Gedankens. Doch wo gerathe ich hin? Lassen Sie uns abbrechen, da sich Ihre Gäste bald einfänden werden."

Nach und nach erschienen auch die Freunde der Familie, welche sich in den Abendstunden einzutellen pflegten und im traulichen Zimmer um das liebenswürdige Schwesterpaar sich versammelten.

"Wir erwarten," sagte Herr von Gleichen, "daß Freund Schiller heute sein Wort halten wird."

"Ich erinnere mich nicht mehr," erwiderte dieser zerstreut. "Sie hatten uns versprochen, die neue Uebersetzung des „Homer“ von Voß mitzubringen und uns daraus vorzulesen."

"Die Uebersetzung," bemerkte Herr von Weulwitz, "ist zwar ein Meisterstück, aber ich glaube kaum, daß sie auch nur annähernd die Schönheiten des Originals wiederzugeben vermag."

"Darauf werden wir am besten urtheilen können, wenn wir sie hören," versetzte Karoline, indem sie Schiller ersuchte, die versprochene Vorlesung zu beginnen.

Gern kam er ihrem Wunsche nach, und bald flossen von seinen Lippen die homerischen Gesänge wie ein frisch entdeckter Lebensquell, der die gleichgestimmten Seelen labte, vereinigte und stärkte. Wie einer göttlichen Offenbarung lauschten die Schwestern den Leiden des edlen Odysseus, ganz versenkt in die klassische Welt des Alterthums, welche Schiller ihnen erschloß. Es war wie eine Offenbarung der höchsten Schönheit, und sie wußten es dem Freunde dank, daß er ihnen diesen hohen Genuß verschaffte.

In wehevoller Stimmung schloß der schöne, Allen unvergeßliche Tag.

## VI.

## Goethe und Schiller.

Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde erschien den Freunden das Leben dieses Sommers mit seinen genutzreichen Tagen und Stunden. Für Schiller lag ein besonderer Reiz in der friedlichen Gleichmäßigkeit und Ruhe, worin hier die Zeit gleich einem Silberbach zwischen Blumen ihm dahinfloß.

Diese wohlthuende Stille wurde durch einen Brief unterbrochen, den Karoline aus Weimar erhielt, und der eine wichtige Nachricht meldete.

"Frau von Stein," rief sie Schiller schon von weitem entgegen, "zeigt mir an, daß sie uns nächstens besuchen wird."

"Und sie kommt nicht allein," fügte Lotte geheimnißvoll hinzu. "Rathen Sie, wer sie begleitet!"

"Doch nicht Frau von Kalb?" fragte Schiller fast erschrocken. "Falsch gerathen! Zur Strafe sollten sie eigentlich Nichts erfahren, aber ich will Gnade vor Recht ergehen lassen. Goethe kommt."

"Goethe kommt," jubelte Lotte, die trotz ihrer Freundschaft für Schiller den Dichter des Werther leidenschaftlich verehrte. "Goethe!" wiederholte er mit einer Umwandlung von Reiz und Eifersucht, die er kaum zu verbergen vermochte.

Zu ihrem Erstaunen schien Schiller weder ihre Freude, noch ihre Begeisterung für den angekündigten Besuch zu theilen. In ihrem natürlichen Enthusiasmus hatten die Schwestern sich bereits die Begegnung des Genius mit dem Genius in den schönsten Farben ausgemalt, und besonders Karoline sich davon die Erfüllung ihrer zart gesponnenen Pläne und Erwartungen für Schiller's Zukunft versprochen.

Dieser fühlte jedoch für Goethe keineswegs die gleiche Bewunderung und noch weniger Sympathie für den „Geheimrath“, wenn er auch dem „Dichter des Göz und Faust“ seine Anerkennung nicht verjagte. Unwillkürlich beneidete er den „Sohn des Glücks“, dem die goldenen Äpfel ohne Mühe in den Schoß fielen, während ihm das ungerechte Schicksal nur die bitteren Früchte aufbewahrte.

Mußte er doch selbst in diesem Augenblick noch immer mit den widerwärtigen Wogen und Stürmen des Lebens ringen, wogegen sein glücklicher Nebenbuhler längst in den sicheren Hafen eingelaufen war.)

Selbst in seiner dichterischen Stellung fand er sich von ihm benachtheiligt, indem die klassische Reue und Formvollendung der

\*) Eigene Worte Schiller's und Karolines.

Goethe'schen Poesie der Sturm- und drangvollen Muse Schiller von den meisten Gebildeten vorgezogen wurde, weil ihm in jener vielfach bedrängten Lage nicht gestattet war, seine Schöpfung an einer günstigen Sonne reifen zu lassen.

Hierzu kam noch die tiefe innere Verschiedenheit der beiden bedeutenden Männer, ihres Charakters, ihrer Weltanschauungen, ihres Bildungsganges und Geistes.

Trotz dieser Abneigung konnte sich Schiller nicht einer gewissen Theilnahme und selbst der Aufregung erwehren, so daß er mit wahrhafter Spannung der Ankunft des Gefeierten entgegen sah. Endlich kam Goethe nach Rudolstadt, wo ihn Schiller dem Beiden besondern Lengsfeld'schen Hause erblickte, umgeben von einem Kranze anbetender Frauen, darunter Frau von Stein, Herder's geistreiche Gattin, Frau von Schardt, und der Schiller durch Charlotte bereits bekannt war.

Durch Vermittlung der Schwestern wurde die Vorstellung und die Bekanntschaft leicht und ohne den geringsten Zwang gemacht, aber der größere Kreis der Anwesenden und die tiefe Verschiedenheit der beiden Männer hinderten jede vertrauliche Aulassung und Annäherung.

Schon die äußere Erscheinung, als sie jetzt zum ersten Mal einander gegenüber standen, bekundete den innern Gegensatz, Goethe kräftig und gedungen, breitschultrig, mit gekrümmten Wangen feurig klaren Augen, bewegte sich sicher und überlegen, im Gefühl seiner Würde und Bedeutung, gewissermaßen als Mittelpunkt des ihn verehrenden Kreises, gleich einem Gott, der wohlgefällig auf seine Priester und die gläubige Gemeinde niederblickt.

Dagegen schien der schlankere, nur zu hagere Schiller mit den schwärmerischen klaren Augen, den fast transcendentalen Blick, kaum eine Beachtung zu beanspruchen. Scheu, wenn auch nicht unbeholfen, sah er sich zu der mehr passiven Rolle eines Zuhörers verurtheilt, da dem Gast fast ausschließlich das Wort und die vornehmste Beachtung gebührte.

Der Tag war trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit schon mild, so daß die Gesellschaft in dem kleinen, an das Haus stoßenden Garten nach Tisch den Kaffee einnahm. Die beiden Dichtungen nebeneinander auf und nieder, während die Witte der Damen und besonders die Augen der Schwestern den Promnirenenden aufmerksam folgten, als wollten sie in ihren Mienen den Inhalt ihrer Unterredung errathen.

Goethe erzählte, wovon das Herz ihm noch so voll war, von seiner italienischen Reise, von den Eindrücken und Erlebnissen, die er in Rom empfing. Obgleich Schiller den Wohlklang seiner Stimme, die Lebendigkeit und Wahrheit der Schilderungen, die plastische Darstellungsweise unwillkürlich bewunderte, so fühlte doch auch in diesen objectiven Berichten den wesentlichen Abstand und die Verschiedenheit ihrer Vorstellungen.

Aber auch Goethe wurde von dem jüngeren Dichter eher als gestochen, als angezogen, wozu seine damalige augenblickliche Stimmung hauptsächlich beitrug. Er kam aus Italien, ganz erfüllt von der antiken Schönheit, von dem Geiste des klassischen Alterthums, dessen sonnige Heiterkeit und maßvolle Formen die entschiedensten Gegensatz zu den Ausschweifungen und gigantischen Verirrungen der Sturm- und Drangperiode bildeten, die er selbst längst überwinden.

In Schiller aber glaubte er den Führer und das Haupt der ihm jetzt verhassten und von ihm verlassenen Richtung zu erblicken. Bei seiner Rückkehr fand er die große Menge voll Bewunderung für die Ausgeburt einer zwar genialen, aber wilden Phantasie während Schöpfungen wie seine Phigeneie und der Egmont nur einen verhältnißmäßig kleinen, wenn auch hoch gebildeten Leserkreis fanden.

Es war daher nur eine verzeihliche, menschliche Schwäche, wenn Goethe seine Abneigung gegen solche Extravaganzen unwillkürlich auf ihren vermeintlichen Urheber übertrug und ihm gegenüber eine kalte Höflichkeit walten ließ, die Schiller verlegen mußte.

Unter diesen Umständen täuschte die Zusammenkunft der beiden Dichter die von den Schwestern gehegten Erwartungen und Hoffnungen.

"Nun, wie hat Ihnen Goethe gefallen?" fragte Karoline am nächsten Tage voll Neugierde den verstimmtten Freund.

"Im Ganzen genommen," erwiderte er ausweichend, "ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir uns je sehr nahe rücken werden."\*)

"Weshalb denn nicht?"

"Weil, was mir jetzt noch interessant ist, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir, weniger an Jahren, als an Lebenserfahrung und Selbstentwicklung, so viel voraus, daß wir, wie ich glaube, nie zusammen kommen werden; sein ganzes Wesen schon von Anfang her anders angelegt. Indessen," fügte er beruhigend hinzu, "kann man aus einer solch flüchtigen Zusammenkunft keinen sichern Schluß für die Zukunft ziehen. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Trotz dieser Versicherung blieb ein Stachel in dem Herzen Schiller's zurück, und so sehr er auch aus Rücksicht für die Schwestern seinen Widerwillen gegen Goethe zu bekämpfen suchte, so brach derselbe doch vielfach immer von neuem hervor.

"Dexters um Goethe zu sein," schrieb er unter diesem Eindruck seinem Freunde Körner, "würde mich unglücklich machen, er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Gleichgültigkeit; er ist an Nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist im ungewöhnlichen Grade. Er besitzt das Talent, Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen, aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur ein Gott, ohne sich selbst zu geben. — Dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Mir ist er dadurch verhasst, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß für ihn denke. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenige nicht unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gefühlt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und wieder seinen Herzen lieben."

Unter der eisigen Rinde der Antipathie und des Vorurtheils regte sich schon damals in Schiller's Herzen der erste Keim jener wunderbaren Freundschaft, die sich erst später zur herrlichsten unvergleichlichen Blüthe entfalten sollte.

Nach einem ewigen Naturgeheze ziehen sich die entgegengesetzten Pole am innigsten an, indem sie ihre geheimnißvollen Kräfte mit einander austauschen und sich gleichsam zu ergänzen

\*) Eigene Worte Schiller's.

streben. Auch Goethe und Schiller sollten nachmals die Wahrheit dieser Erfahrung im vollsten Umfange an sich selbst erproben.

Niemand aber wurde durch den anfänglichen Zwiepsalt der beiden Männer schmerzlicher berührt, als die beiden Schwestern, die so große Hoffnungen auf diese Begegnung gesetzt hatten. Noch mehr betraübte sie die zwar gedechte, aber doch hier und da auch tadelnde Kritik über den „Egmont“, die Schiller bald nach jenem Besuche in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ erschienen ließ.

Bei aller Anerkennung hatte der kühne Rezensent sich besonders scharf gegen den opernhaften Schluß des genannten Trauerspiels ausgesprochen und damit, freilich ohne es zu wollen, Goethe's schwärmerische Verehrerinnen verletzt und ihnen weh gethan.

Karoline konnte es ihm nicht so leicht verzeihen, daß er dadurch ihre wohlmeinenden Absichten und Pläne für seine Zukunft vereitelte. Sie verschwiegte ihm nicht, daß er durch eigene Schuld sein Glück verächtet, und reizte dadurch seinen Stolz und Widerspruch nur noch mehr.

Das bisher so schöne und herzliche Verhältniß drohte durch diesen Zwischenfall gestört zu werden. Schiller glaubte sich zurückziehen zu müssen und besuchte jetzt seltener, als sonst die ihm so theure Familie. Erst jetzt erkannte Karoline, wie unentbehrlich ihr sein Umgang war, und wie schwer sie ihn vermisse.

„Sagen Sie mir,“ fragte sie ihn tief bewegt, „was ist zwischen uns? Daß Etwas es ist, fühle ich. Ein böser Genius faßt die Laute unserer Seelen auf und gibt sie unrein zurück, so daß die Harmonie, die sie sonst gaben, nicht mehr vernehmbar ist.“

„Sie wissen, daß ich Niemand gern meine Freundschaft aufdränge,“ erwiderte Schiller ausweichend.

„Ich kenne nicht den Stolz, der Nichts um der Freundschaft willen tragen und thun mag — aber wohl den, sie als die schönste Blüthe des Lebens zu ehren und zu pflügen, den kenne ich und habe ich. Die Zeit, die alles Unwahre entfleidet, müßte mir zeigen, daß die Blüthe keine Blüthe war und nur eine Erscheinung in meiner Phantasie geboren, eher kann mein Herz nicht an eine Täuschung glauben.“

„An der Wahrheit meiner Freundschaft dürfen Sie am wenigsten zweifeln. Ich gestehe Ihnen, daß ich den Gedanken nicht fassen kann.“

„Auch Sie wissen,“ entgegnete Karoline mit bebender Stimme; „denn ich sagte es Ihnen oft, welche schönen Einfluß Ihre Freundschaft auf mein Leben hat, wie mein Dasein weiter, reicher und wahrer durch die Aufschlüsse Ihrer großen Seele wird. Darum kann ich es nicht dulden, daß sich Wolken zwischen uns zusammenziehen; ich wünsche zu sehr, daß ewige Klarheit zwischen uns sei. Finden Sie mich einen Moment launenhaft, gespannt und mißtrauisch? Sie verstanden es ja sonst so wohl, das Bleibende von dem Vergänglichen in meinem Wesen zu scheiden. Ich habe trübe Stunden —“

Ein Thränenstrom unterbrach den leidenschaftlichen Ausbruch der aufgeregten Frau, welche sich in ihren Verhältnissen so unbefriedigt fühlte und im Verkehr mit einem Geiste wie Schiller ein neues schöneres Dasein fand.

Bald war das frühere Verhältniß wieder hergestellt, nur, wie dies nach einem Streit zwischen wahren Freunden einzutreten pflegt, noch inniger und herzlicher, gerade wie nach einem Gewitter die Blumen am schönsten duften.

Unwillkürlich aber schienen durch diese Ereignisse das bisherige harmonische Gleichgewicht, der innere Frieden einigermaßen gestört zu haben. Ein fremdes, leidenschaftliches Element drohte die reine, fast überirdische Stimmung zu trüben. Mochte Karoline in dieser Stunde einen Blick in das eigene Herz gethan haben oder über ihre Gefühle sich selbst klarer geworden sein; sie zeigte nicht mehr die frühere Unbefangenheit, obgleich sie sich über ihre Neigung für Schiller zu täuschen suchte oder wirklich täuschte.

Aber auch in Lotte's Wesen war eine sichtbare Veränderung eingetreten; sie erschien jetzt öfter zerstreut, wie abwesend, bald traurig und verstimmt, bald übermüthig heiter. Sonst um das Hauswesen besorgt, ließ sie sich jetzt manche kleine Nachlässigkeit zu Schulden kommen, weshalb ihr die chère mère eines Tages ernstlich den Tadel las.

Gerade in diesem Augenblick trat Schiller in das Zimmer; er bemerkte ihre Aufregung und fragte liebevoll nach dem Grund. Beide waren allein, da die Mutter sich nach der Strafpredigt entfernt hatte, und Karoline abwesend war. Im Gefühl der erlittenen Kränkung erzählte sie dem Freunde, was geschehen war.

Dieser suchte das gekränkte Mädchen zu beruhigen und ihr Trost einzusprechen. Der sanfte Ton seiner Stimme, die innige Theilnahme, die aus seinen Blicken und Worten zu ihr sprach, thaten ihr so wohl und rührten sie so sehr, daß sie zum ersten Mal ihm zärtlich dankbar die Hand drückte.

Ein elektrischer Schlag durchzuckte ihn, und er glaubte in ihren Augen ein Gefühl zu lesen, das sie bisher sorgfältig vor ihm verbarg. In diesem Augenblick zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu dem reizenden Mädchen, war es ihm, als ob er nur sie allein wahrhaft lieben müßte.

Schon schwebte auf seinen Lippen das Bekenntniß einer tieferen Neigung, die bisher noch unbewußt in seinem Herzen schlummerte, als Karoline, diesmal ihm höchst unwillkommen, ihn in seinen Geständnissen störte. Von neuem schwante er, von seinen widerprechenden Empfindungen hin- und hergetrieben, ohne zu einem festen Entschlusse, zu einer Entscheidung zu gelangen, da die erwünschte Gelegenheit nicht wiederkommen wollte.

Indes verstrich der Sommer in unaufhaltsamer Flucht. Schon nahte der Herbst, und die welken Blätter, der verfärbte Wald, die wandernden Vögel mahnten zum Ausbruch und erinnerten den Dichter an die Nothwendigkeit der Trennung, wenn dies nicht die dringenden Rufe der Frau von Kalb aus Weimar schon ohnehin gethan hätten.

Die geschäftige Tama hatte ihr bereits die Nachricht von einem Verhältniß Schiller's in Rudolstadt zugetragen, und wenn sie auch dem Gerücht nicht Glauben schenken wollte, so drang sie doch um so mehr auf seine Rückkehr, da ihre durch eigene und fremde Schuld verwirrte Lage seine Gegenwart forderte.

Dennoch zögerte er von Tag zu Tag, da ihm die Kraft fehlte sich loszureißen. Auch den Schwestern fiel der Abschied schwer, obgleich sie einsahen, daß Schiller nicht länger bleiben durfte. Die Meinung der Welt war ihnen nicht gleichgiltig, und die Klugheit mahnte Karoline, wenn auch mit schwerem Widerstreben, einen Verkehr wenigstens vorläufig abzubrechen, der für die Betheiligten nicht ohne Gefahr und Bedenken war.

Eine längst beabsichtigte Reise nach Erfurt zu ihrer Freundin, einem Fräulein von Dacheröden, mußte ihr zum Vorwand dienen, um den eigentlichen Grund ihm zu verbergen, den Schiller jedoch zu ahnen schien. Die Mittheilung schmerzte ihn tief und entpreßte ihm heiße Thränen, obgleich die Schwestern

selbst bewegt den bitteren Kelch der Trennung ihm zu versüßen suchten.

Noch einmal wurde im Kreise der geliebten Menschen sein Geburtstag gefeiert, und Lotte beschenkte ihn mit einer Zeichnung von ihrer Hand, für die er ihr innig dankte.

„Würste ich Etwas,“ sagte er ergriffen, „womit ich Sie eben so schön an mich erinnern könnte, als Ihre Zeichnung Ihr Bild bei mir lebendig erhalten wird. Dies bedarf zwar keiner äußerlichen Hilfe, aber alles Gute und Schöne, wie Sie schon aus dem Evangelium wissen, hat wie die Sacramente eine unsichtbare Wirkung und ein sichtbares Zeichen. Die Zeichnung wird meinem Schreibtisch gegenüber stehen, manchen stillen Abend von mir betrachtet werden, und mir das Bild derer zurückrufen, die mir hier so freundlich und wohlthätig vorübergeschwebt sind. Noch einmal haben Sie schönen Dank dafür!“

„Glauben Sie,“ versetzte Lotte mit niedergeschlagenen Augen, „daß ich nicht weniger den Werth Ihrer Freundschaft zu schätzen weiß, wenn mir auch die Worte fehlen, meine Gefühle zu erklären und sie Andern deutlich zu machen. Lassen Sie so oft wie Sie können und Lust haben von sich hören, daß der Gang Ihres Geistes mir nicht fremd wird, und ich ihm folgen kann.“

„Sie mischen mir da Süßes und Bitteres so durch einander, daß ich nicht sagen kann, ob mehr dieses neue Zeichen Ihrer Freundschaft und dieses Pfand Ihres Andenkens mich rührt, als die deutliche Vorstellung unserer Trennung mich niederschlägt.“

„Trennung ist traurig,“ erwiderte sie schmerzlich; „aber trotzdem ist es besser, sich zu kennen, Anteil an einander zu nehmen, als so in der Welt zu leben, ohne Etwas von einander zu wissen. Auch wenn Sie nicht mehr unter uns sind, hoffe ich, wird uns Ihr Geist nicht ganz verlassen.“

Die späte Stunde mahnte zum Aufbruch.

„Gute Nacht!“ flüsterte Lotte noch einmal und reichte Schiller ihre Hand.

„Auf Wiedersehen!“ rief Karoline, nicht minder bewegt.

Am frühen Morgen, bevor noch der Tag graute, reiste Schiller nach Weimar ab. Wiederholt bog er sich zurück, in der Hoffnung die Schwestern noch einmal zu erblicken, die nach Erfurt eine kurze Strecke auf derselben Straße fahren mußten; aber nirgend ließ sich ihr Wagen sehen.

Mit einem Seufzer befahl Schiller seinem Kutscher schneller zu fahren, während er in Gedanken versunken, mit geschlossenen Augen noch einmal die holden Bilder des zu schnell vergangenen Sommers in seinem Geiste vorüberziehen ließ.

VII.  
Der Herr Professor.

Unterdeß lebte Frau von Kalb in langer Erwartung und schmerzlicher Trauer.

Freilich hatte die Sorge um die unglückliche Freundin Schiller auch in Rudolstadt nicht verlassen, und er unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit ihr. „Darf ich Ihnen raten, schrieb er gleich in den ersten Tagen, so kommen Sie in das Gebirge, wo Sie von Ihren Freunden mit offenen Armen empfangen werden sollen. Ich irre wohl nicht, daß nur hier für Sie ein natürliches Wohl sich wieder gewinnen und erhalten könne.“

Aber diese wiederholte wohlgemeinte und uneigennütze Einladung glaubte sie aus Rücksicht auf das Urtheil der Welt oder vielmehr aus beleidigtem Stolz ablehnen zu müssen. Sie erwartete, daß Schiller stärker in sie dringen, sie persönlich und nicht bloß brieflich auffordern würde.

Als er endlich aus Rudolstadt zurückkehrte, entging ihrem weiblichen Scharfblick keineswegs sein verändertes Wesen, obgleich er den alten freundschaftlichen Ton hebeilich und sie eben so oft wie früher besuchte. Von Frau von Imhof erfuhr sie, daß er ihr einen Brief von Lotte Lengefeld gebracht und dabei mit Begeisterung und Entzücken von seinem Aufenthalt und von der Lebenswürdigkeit der Schwestern gesprochen. Sie selbst erhielt aus seinen Händen ebenfalls einige Zeilen von Lotte, worin diese um die Freundschaft der Frau von Kalb bat.

„Ich finde,“ sagte sie mit erzwungenem Lächeln, „Ihre neue Bekantschaft allerliebste und annehmliche, aber in meinem Alter kann ich für die zarte Jugend nicht jene Hingebung empfinden, die man Freundschaft nennt.“

Aus ihren Worten sprach bereits die Eiferjucht, die zwischen Freunden eben so oft und nicht minder wie zwischen Liebenden sich bemerkbar macht. Frau von Kalb glaubte noch immer ein ausschließliches Recht auf Schiller zu haben und konnte sich nicht mit dem Gedanken befremden, ihre Herrschaft über ihn und seine Neigung mit einer andern Frau, selbst mit einer Geliebten zu theilen.

Die nothwendige Folge war eine gewisse Spannung und Erhaltung zwischen ihnen, die mit jedem Tage zunehmen mußte, da Beide absichtlich den wunden Punkt sich zu berühren scheuten. Sie klagte ihn wegen seines Mangels an Vertrauen an, und er konnte sich um so weniger entschließen, sie in seine Gefühlswelt einzulassen, da er selbst noch nicht zur vollen Klarheit und zu einem festen Entschlusse gelangt war.

In demselben Maße aber, wie Schiller's Verbindung mit Frau von Kalb durch gegenseitige Mißverständnisse, Schwächen und Fehler sich lockerte, wurde das Verhältniß zwischen ihm und den Schwestern in Rudolstadt mit jedem Tage inniger und fester.

Ein lebhafter Briefwechsel mußte die Stelle des persönlichen Umgangs ersetzen, und mit der höchsten Ungeduld erwartete Schiller die alte Botenfrau, welche als Fritze zwischen Weimar und Rudolstadt hin und her flog oder vielmehr nach seiner Meinung hinke.

Bald beschränkte man sich nicht mehr auf einen bloßen Austausch von Gedanken, geistige Ansichten und literarische Urtheile; die Sprache wurde gefühlpoller und verlangender, der Ausdruck zärtlicher und sehnsüchtiger.

Man machte bereits Pläne für die Zukunft, man traf Verabredungen für den nächsten Sommer und malte sich gegenseitig das Glück des Wiedersehens in den schönsten und heitersten Farben aus.

Noch vermochte Schiller nicht, sich die Schwestern getrennt von einander zu denken; sie waren ihm gleich hold und theuer, und seine Neigung umfaßte Beide mit derselben Innigkeit. In Gemeinschaft mit ihnen träumte er von der Zukunft, von einem poetischen Leben, und selbst seine Briefe waren an Beide zugleich gerichtet.

Während ihn aber in Lottens Antworten ihre Natürlichkeit, Anmuth und Weiblichkeit entzückte, bewunderte er den reifen

Geist Karolinens, ihre tiefe Lebensanschauung, ihre große Bildung, vor Allem aber den sicheren und feinen Tact, den sie in allen Lebenslagen zeigte.

Beide aber übten gleichmäßig den wohlthueden Einfluß auf sein Denken und auf seine Arbeiten aus; so daß sie ihn zu einer erhöhten Thätigkeit anspornten. Während er dichtete, dachte er an sie, und ihr Bild umschwebte ihn bei seinen Studien.

Zugleich fühlte er jetzt mehr als je den Wunsch nach einer gesicherten Existenz, einer festen Lebensstellung, womit sich unwillkürlich die Sehnsucht nach einem unge störten Zusammenleben, nach einer dauernden Vereinigung mit dem geliebten Schwesterpaar verband.

Die lebenskluge Karoline bestärkte ihn nun in diesem Vorhaben und nahm ihre alten Pläne mit noch größerem Eifer wieder auf, indem sie von neuem ohne sein Zuthun und Wissen mit der ihr befreundeten Frau von Stein wegen einer Professur für Schiller verhandelte.

Diese sprach mit dem Großherzog Karl August, der von seinem Ausfluge wieder nach Weimar zurück gekehrt war. Sie fand bei ihm ein geneigtes Gehör, da der Hof allmählig sein Vorurtheil gegen Schiller eingesehen hatte und sich jetzt bemühte, den immer mehr anerkannten Dichter an Weimar zu fesseln.

Auch Goethe war ihm jetzt günstiger gesinnt und dachte trotz der Grundverschiedenheit seines Wesens und seiner Lebensanschauung, die ihn durch eine unüberwindliche Kluft für immer von Schiller zu trennen schien, groß genug, um den Werth eines solchen Talentcs zu würdigen, selbst wenn er sich vorläufig mehr von ihm abgestoßen, als angezogen fühlte.

Dazu kam noch der günstige Umstand, daß die von Schiller damals veröffentlichte „Geschichte des Abfalles der Niederlande“ mit großem Beifall bei ihrem Erscheinen aufgenommen worden war, wodurch ein willkommener Anhalt für seine Berufung nach Jena sich von selbst darbot. Karl August gab bereitwillig seine Zustimmung und befürwortete Schiller's Anstellung bei den übrigen stimmberechtigten sächsischen Höfen, die sich damit sogleich einverstanden erklärten.

Das für die damalige Zeit höchst charakteristische Schriftstück lautete unter Anderem: „Es ist aber das Subject, welches bei denselben Wir aber abermahlen in Vorschlag zu bringen, Uns die Ehre geben, der bereits ziemlich bekannte Schriftsteller Friedrich Schiller, welchem Wir vor einiger Zeit das Prädikat als Rath ertheit ... Es will derselbe diese Lehrstelle ohne alle Besoldung und Emolumente bekleiden, Sich hauptsächlich auf die Geschichtsfunde legen und sich darin ausbilden.“

Wenn auch Schiller von diesen Bedingungen nichts weniger als entzückt war, so tröstete er sich doch mit der Hoffnung, daß der Herzog sich mit der Zeit bewegen lassen würde, ihm eine kleine Pension zu bewilligen. Er selbst traute sich in seiner übergroßen Bescheidenheit nicht die nöthigen Kenntnisse zu, ebenso und noch mehr fürchtete er den Verlust seiner bisherigen Freiheit, weshalb er noch mit der Entscheidung zögerte.

Die Schwestern, denen er sogleich seine Berufung meldete, nahmen die Nachricht mit inniger Befriedigung auf, wenn sie sich auch nicht verhehlten, daß möglicher Weise der Boet durch den Lehrer der Geschichte in Schatten gestellt werden könnte; wogegen sich besonders Lotte mit Entschiedenheit erklärte.

Karoline hob dagegen den großen Nutzen und die erhabene Bedeutung des geschichtlichen Lehramtes mit Begeisterung hervor, indem sie ihn durch ihren Zuspruch in seinem Entschlusse bestärkte, so daß Schiller nicht länger Bedenken trug, die ihm angebotene Stellung anzunehmen.

Zu diesem Zweck reiste er schon in den nächsten Tagen nach Jena, zunächst um sich dort unzuweisen und häuslich niederzulassen. Wie er nach Rudolstadt sogleich berichtete, mietete er eine passende Wohnung, drei ineinander laufende Zimmer, ziemlich hoch, mit hellen Tapeten, vielen Fenstern, und Alles entweder ganz neu oder gut conservirt.

Mit fast kindlicher Genugthuung beschrieb er ihnen und auch seinem Freunde Körner die ganze Einrichtung, welche in zwei Sophas, einem Spieltisch und anderthalb Duzend Sesseln, mit rothem Plüsch überzogen, bestand. Sein höchster Luxus war aber der eigene Schreibtisch, nach dem er bisher umsonst getrachtet, da ihm seine beschränkten Mittel es nicht gestatteten, dieses für einen Dichter doppelt unentbehrliche Möbelfstück sich anzuschaffen.

Seine Wirthinnen waren zwei alte Jungfern, sehr dienstfertig, aber auch äußerst redselig; sie besorgten ihm den Mittagskaffee, der Alles in Allem ihm täglich zwei Groschen kostete.

Nachdem Schiller in dieser bescheidenen Weise für die Bedürfnisse des Lebens gesorgt und die nöthigen unvermeidlichen Visiten bei seinen künftigen Kollegen abgestattet hatte, dachte er daran, seine erste Vorlesung zu halten, die nach dem Brauch der Universität durch einen Anschlag an dem schwarzen Brett verkündigt wurde.

Wieder aus übergroßer Bescheidenheit hatte er für die Zuhörer das Auditorium des Professorcn Reinhold gewählt, das nur höchstens hundert Menschen fassen konnte. Obgleich sich annehmen ließ, daß die Neugierde und sein Ruf als Dichter eine größere Menge herbeilocken würde, wollte er sich lieber mit einem kleineren Raum behelfen, als sich dem Vorwurf der Anmaßung aussetzen.

Die Nachricht, daß der berühmte Schiller seine Vorlesungen eröffnen würde, verbreitete sich mit Blizeschnelligkeit und setzte die ganze Studentenwelt in Bewegung. Von seinem Fenster aus sah er Trupp auf Trupp die Straße herankommen, eine unübersehbare Menge, die kein Ende nehmen wollte.

Obgleich ihm bei diesem Anblick das Herz vor Aufregung klopfte, so verursachte ihm doch die wachsende Anzahl ein großes Vergnügen, und sein Muth nahm eher dadurch zu. Er fühlte seine Kraft und daß er die Vergleichung nicht zu scheuen brauchte; ja daß er in mancher Hinsicht seinen Kollegen überlegen war.

Aber mit jeder Minute wuchs die Menge mehr und mehr, so daß Fluß und Treppe vollgedrängt stand, und daß ganze Häufen umkehren mußten. Sollte die Vorlesung stattfinden, so mußte ein anderes, größeres Auditorium gefunden werden, was bei der Kürze der Zeit nicht so leicht war.

Zum Glück erblickte Schiller in dieser Verlegenheit unter den Zuhörern den ihm bekannten Schwager des Kirchenrathcs Griesbach, den er jetzt ersuchen ließ, ihm seinen großen Collegienaal einzuräumen, wozu jener mit Vergnügen die Erlaubniß gab.

Nun begann ein lustiges Schauspiel.

Alles strömte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von den Studenten ganz besetzt war. Weil sie liefen, was sie nur konnten, um in dem Griesbach'schen Auditorium einen guten Platz zu erhalten, so kam die Straße in Aufruhr, an allen Fenstern steckten die

\*) Schiller's Worte.

Bewohner die Köpfe zum Fenster hinaus. Man glaubte, es sei irgendwo Feuer ausgebrochen, und die Wache am Schloß trat ins Gewehr.

„Was ist denn los, was gibt es denn?“ fragte man von allen Seiten.

„Wißt Ihr's denn nicht? Der neue Professor Schiller liest heute sein erstes Collegium.“

„Den müssen wir hören,“ rief der flotte Bruder Studio, sich mit den Ellenbogen Bahn durch die dicke Menge brechend.

„Ein famoser Dichter, der die Räuber geschrieben hat,“ fügte ein bemooftes Haupt hinzu.

„Den lassen wir uns gefallen, Vivat Schiller!“ rief der Chor.

Er selbst folgte erst nach einiger Zeit, von seinem Freunde Reinhold begleitet, um dem wogenden Strome auszuweichen. Es war ihm, nach seinem eigenen Geständniß, so zu Muth, als ob er durch die ganze Stadt, die er fast von einem Ende bis zum andern zu durchwandern hatte, Spießruthen laufen sollte.

Der Griesbach'sche Saal, der der größte in Jena war und mehr als vierhundert Personen fassen konnte, war gedrängt voll, Kopf an Kopf, ein wogendes Menschenmeer. Schiller schritt mit gefentem Haupt durch das Spalier der Zuhörer und konnte nur mit Mühe durch das Gedränge bis zu dem Katheder gelangen.

„Hut ab!“ schrie die Menge.

Zugleich erhob sich ein donnernder Beifallssturm, unter dem er tief ergriffen die Stufen hinanstieg. Sobald er oben stand, herrschte eine tiefe Stille in dem weiten Saale, eine drückende Schwüle, die seine natürliche Beklemmung und Befangenheit nur noch steigerte.

Aber mit den ersten zehn Worten, die er nur mit Mühe auszusprechen vermochte, kehrte seine Zuversicht und sein Selbstvertrauen wieder. Er las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die er sich nicht zugetraut hatte.

Sein Vortrag handelte von dem Unterschied des „Brodgelernten und des philosophischen Kopfes“ und enthielt gewissermaßen sein eigenes Glaubensbekenntniß über die idealen Ziele, die er als Lehrer der Geschichte sich mit seinen Zuhörern aufstellte.

Mit andächtiger Schweigen lauschten die jungen und die alten Burischen der mächtigen, gedankenreichen Rede Schiller's. So manches frische Auge leuchtete, manche jugendliche Wange glühte, und manche Seele erfüllte ein Schauer des Göttlichen.

Die Jugend der Universität ahnte zuerst die Größe und Bedeutung Schiller's, und seine Worte fanden einen Wiederhall in ihrer Brust.

Am spätem Abend, als Schiller mit einigen Freunden sein glücklich beständenes „Abenteuer auf dem Katheder“ bei einem Glase Wein feierte, zogen die Studenten vor seine Thür.

Durch die stille Nacht tönte ihr Gesang zu Ehren des neuen Professors.

„Vivat Schiller! Es lebe der Dichter der Räuber und des Don Carlos!“

Zu den Jubelruf der Burischen mischte sich der helle Klang der Gläser, die Glückwünsche seiner Freunde und Kollegen. Er aber dachte in diesem Augenblick an seine Mutter und die geliebten Schwestern in Rudolstadt.

[2789]

(Schluß folgt.)

## Der Handschuh.

Von Jeanne Marie von Gayette-Georgens.

Eine Dame von Welt, die Baronin W., taxirte ihre Freunde nach den Handschuhen, in denen sie dieselbe besuchte; gewiß ein Beweis für die Wichtigkeit, welche von Vielen dem Leder beigelegt wird, womit wir die Hand der Sitte nach bekleiden.

Die Wahl der Handschuhfarbe überhaupt, wie insbesondere in Aebereinstimmung mit dem übrigen Anzug der in Handschuhen Ersheinenden, gibt allerdings auf den ersten Blick einen Bildungsgradmesser für diese. Diejenigen, welche, wie die Frauen von Augsburg und Meisen in Hans Weigel's Trachtenbuch, in eiergelben, oder wie die heiligen Agnesen und Brigitten aus alten niederländischen Gemälden in grasgrünen oder weissenblauen Handschuhen sich in Gesellschaft zeigen, abgesehen davon noch, wie das ja auch häufig vorkommt, daß sie zu einem blaugrünen Kleide gelbgrüne Handschuhe und zu einer rosa Mantille orangefarbene wählen, von den siegellackrothen gar nicht zu reden, werden nicht eben den Beweis ästhetischer Bildung an den Tag legen, — dergleichen herausfordernde Handschuhfarben sind Liebhabereien specieller Art, die ein musikalischer Maler jüngst zwei Trompetenstöße an den Händen nannte.

Es ist indefs nicht allzulange her, daß es bei den englischen Damen Mode war, mit „Teufelskrallen“, das heißt mit rothen Handschuhen im Theater zu erscheinen, vielleicht in pietätvoller Erinnerung an die unglückliche Anna Bolena, welche noch kurz vor ihrer Verheirathung mit Heinrich dem Achten an ihre Freundin Bethy schrieb, ihr die scharlachwollenen Handschuhe, wenn sie dieselben fertig gefrickt habe, „bei erster Gelegenheit zu schicken“.

Obgleich der Handschuh heute als ein unerlässliches Kleidungsstück zu einer vollständigen Toilette gilt, wie schon viel früher zum priesterlichen Ornat, so ist damit durchaus nicht bewiesen, daß derselbe zur Verschönerung des Menschen beiträgt, vielmehr ist das Gegentheil der Fall; er dient dazu, die Hand zu maskiren, also auch einen Theil des physiognomischen Interessanten einer Persönlichkeit, und kann nur dann in negativem Sinne einen Beitrag zur Aesthetik in der Bekleidung bieten, wenn es seine Bestimmung ist, wirklich häßliche Hände zu verbergen, obgleich auch das seine Schwierigkeiten hat, da eine große Hand besonders in hellen und vorzugsweise weissen Handschuhen nicht kleiner, sondern größer und in zu engen verkrüppelt aussieht. Daß Personen mit unkultivirten Händen sich ohne Handschuh in feiner Gesellschaft sehr genirt fühlen und nicht eher ihre Unbefangenheit wiedergewinnen, bis sie ihre Hände irgendwo untergebracht haben, die Rechte etwa wie große Schauspieler in der Brusttasche und die Linke hinter der Aermelklappe, die in ihrer Verlängerung früher, bei der Geistlichkeit namentlich, eine Art Halbhandschuh abgab, hat man oft genug Gelegenheit zu beobachten. Beim Kartenpiel und bei der Tafel ist die Fein solcher Grobhandigen denn allerdings groß, wenn sie, in Handschuhen essend, nicht den Argwohn hervorrufen wollen, aus demselben Grunde wie Heinrich der Dritte Alles mit bedeckten Händen abthun zu müssen, bei dem dies seiner Zeit höchst auffällig erschien und zu allerlei Vermuthungen Veranlassung gab — so auch zu der, daß es wohl polnische Höflichkeit sei, da der König eben von Polen kam, während des Tanzens und Spielens die Hand-

schuhe nicht auszuziehen. Später gebot dies die Höflichkeit; denn als die junge reizende Kaiserin von Oesterreich, zum ersten Mal bei der kaiserlichen Tafel erscheinend, ihre Handschuhe gewohnheitsgemäß auszog, befahl ein strenger Blick der Oberhofmeisterin, diesen Verstoß gegen die Etikette sogleich wieder gut zu machen und die wundervollen Hände im Leder zu verbergen. Noch einen Schritt weiter, so spielt man auch in Handschuhen Klavier, Harfe und Geige; und warum sollte man nicht den Bogen führen und die Wirbel drehen, die rechte Hand von einem engeren, die linke mehr ausgedehnte und mit Hornhäuten an den Fingerspitzen, von einem weiteren Handschuh bedeckt, wenn man in glaccé gantirt nicht bloß den Krebs auf der Gabel ausmacht, sondern in facto Krebs, Geflügel und andere schwierig zu bewältigende gastronomische Objecte speisefähig zu machen weiß, ohne dabei jene Geschicklichkeit zu besitzen, die Athenäus einem klassischen Gourmand nachrühmt. Jedenfalls sind Handschuhe überall da, wo sie nicht zum Schutz dienen, nur unbequem, thöricht und oft abscheulich, namentlich die einst getragenen langen, bis zum kurzen Aermel hinaufreichenden, welche der modernen Griechenzeit ihre Entstehung verdanken. Die antiken Griechen unterchieden sich auch dadurch von den modernen, daß sie — wie die Türken heute noch — die sich nur auf Reisen einer Art grobwillener bedienen — keine Handschuhe trugen, weder kurze noch lange, weder einmal noch dreimal geknöpfte; nur ihren Arm schmückten sie an den Stellen, wo eine Winderung oder eine Steigerung der Fülle anscheinend hervorgerufen werden sollte, mit Armspangen. Geschmacklos sind Armbänder, die statt um den bloßen Arm gelegt, über dem Handschuh getragen werden, wie dies zeitweilig Mode war, was inventiose Handschuhmacher auf den Gedanken kommen ließ, Pseudoarmbänder an die betreffenden Stellen den Handschuhen einzuwirbeln und aufzumalen. Diese Ketten und Juwelen konnten dann wenigstens nicht rasseln und klappern, wie die Armbänder der interessanten Gräfinnen in den neuesten, vielgelesenen Romanen, auch nicht verloren gehen und Veranlassung geben, ehrlichen Findern angemessene Belohnungen zu verheißen.

Um die Handschuhe vor dem Entschlüpfen von den Händen zu schützen, erfand man Handschuhhalter, welche sogar einen Liebesden, der den Handschuh der Geliebten mit ihrer Hand festhalten will, zu einem poetischen Erguß veranlaßte und den Handschuhhalter sagen läßt:

Bedenke doch, daß wir nur Stellvertreter  
Für Jenen sind, der uns gelandt,  
Und der, wie wir, um alle Weltensänge  
Nicht lassen möchte Deine liebe Hand.

Der Handschuh, bereits identisch mit der Hand genommen, soll demnach an diese gummirt bleiben; fast möchte man vermuthen, aus Furcht, daß der in Verlust kommende ein Duell veranlassen könne, wie zur Zeit des Quinones, der mittelst verlorener Frauenhandschuhe — der Sage nach — Zweikämpfe provocirte und, ein mittelalterlicher Bosco, geschickt die Handschuhe der Damen, die sich seiner Behausung näherten, bei Seite und ihre Ritter dadurch in Harnisch zu bringen wußte.

Daß die Moden wechseln, ist ein kleiner Trost bei häßlichen, wenngleich der Wechsel oft auch das kaum zur Geltung gelangte Schöne wieder rasch beseitigt. So hat sich die Mode, ohne Handschuhe im Salon zu erscheinen, welche vor einem Decennium in den aristokratischen Kreisen von Paris aufzutreten begann, indem man folgerichtig schloß: daß schöne Hände sich gern zeigen und zeigen müssen, häßlichen aber die Pflicht auferlegt sei, sich zu verbergen, und deshalb die Handschuhtracht als eine vulgäre den niederen Classen zuwies, nicht lange erhalten. Die Erklärung dafür ist in der Bemerkung eines Witzigen gegeben, dahin lautend: daß unsere Großmütter schöne Hände hatten, die Frauen der Gegenwart dagegen schöne Handschuhe haben.

Es gibt wirklich im Allgemeinen sehr wenig schöne Hände, trotz der altmodisch stabilen Redensart, die noch in gewissen Kreisen gang und gebe ist, in denen man Alles „aus schönen Händen“ empfängt, welche Schönheit man jedoch nie Gelegenheit hatte zu sehen, also die Huldigung den Handschuhen darbringt. Nun ist aber kein Handschuh, und sei es ein mit Perlen und Diamanten besetzter, wie solchen Schmuck zuerst die Königin Margot trug, und später die Damen an den üppigen französischen Höfen ihren kostbaren Anzügen zugesellen, noch ein vom feinsten Canepin oder Hühnerleder gefertigter, davon man ein ganzes Paar in eine Nuschale packen konnte, nur im allerentferntesten mit dem Reize einer wirklich schönen Hand zu vergleichen, dem Zauber ihrer Naturfarbe und seinen Gliederung, und daher möchte es wohl auch noch vor hundert Jahren, als „der Großvater die Großmutter nahm“, nicht anders üblich sein, als den die Schönheit der Hand beeinträchtigenden Handschuh, kaum in das Zimmer oder in den Ballsaal getreten, auszuziehen. Wie viel die Sitten und Anstandsregeln sich mit dem Unbehaltten und Ausziehen der Handschuhe zu schaffen machten, geht auch aus dem in Schweden herrschenden Gebot hervor: sich keinem Vorgesetzten in Handschuhen zu präsentiren; nur in den Händen halten durfte man sie, und aus diesem Grunde sehen wir auf vielen älteren Gemälden elegant gekleidete Damen und Herren, welche ihre neuen Handschuhe glatt und steif, als wären sie eben aus der Presse genommen, zwischen den Fingern gleich dem Fächer oder Sonnenschirm halten und mit diesem Wahrzeichen der Höflichkeit und des Anstandes ihre Promenade machen oder sich feierlich begrüßen. Käme diese Mode wieder zur Geltung, würde man jedenfalls papierenen Handschuhe zu diesem Zweck verwenden.

Es kommt hier nicht darauf an zu untersuchen, ob die Chinesen schon vor viertauend Jahren nicht nur gute Lederarbeiter und Fächer, auch ebenso geschickte Handschuhmacher waren und ihre Finger gleich wie ihre Ohren durch futteralartige Behälter schützten, oder ob die Aegypter es den Perlern, von denen Xenophon als Handschuhtragenden berichtet, in dieser Tracht gleichthaten; ob der erste Moufke oder Fausthandschuh am Nordpol oder bei den Cassuben in Hinterpommern zu Stande kam, ob Laertes, als er die Dornbüsche in seinem Garten ausriß, sich hirsz- oder hundeledderner Handschuhe zum Schutz der Hände bediente, und Ritter von Svein, den die provençalischen Dichtungen als den Erfinder der Handschuhtracht feiern, sich durch verblechte oder parfümirte diesen Ruf erwarb, sondern es gilt einfach nachzuweisen: welchen Zweck und welchen Nutzen ein Handschuh überhaupt haben kann, was ihn zu der Bedeutung gelangen ließ, ein Object dichterischer Begeisterung zu sein, oder doch mindestens als Talisman, als Symbol, als Liebeshieroglyph im Gedicht und Roman zu fungiren und selbst in der Geschichte einen Ehrenplatz einzunehmen, hier als deutscher Kaiserhandschuh von purpurothem Zenel mit Goldblausiderei und Perlenbesatz, dort als Nürnberger Zinshandschuh von weißem Leder, wie auch die der

versammelten Richter zu Soest nur weiß sein durften als Zeichen der Reinheit und Gerechtigkeit.

Feine Unterschiede bestanden auch in der Bedeutung, die dem gewirkten und dem genähten Handschuh beilegte; der kaiserliche Bischof durfte nur den gewirkten, mit einem goldenen Netz oder Gabelstein auf dem purpurrothgebeudenen Handschuhrücken tragen, des Kaisers Handschuhe von derselben Farbe mußten dagegen genäht sein.

Der symbolische Handschuh ist am auffälligsten in seiner verschiedenen Doppelercheinung bei gleichzeitigem Gebrauch, so trägt Petrarca bei seiner Krönung an seiner rechten Hand einen Handschuh von Otternfell, weil „der Dichter wie die Otter im Raube lebe“, und an der linken vom Fell des muntern Wiesel um die frohe Laune des Poeten anzudeuten.

Wenn der Handschuh selbst eine feine Zierrath gestattet, sind Ringe über den Lederfingern doch eine große Unschönläche, schon insofern auch höchst zweckwidrig, als sie das rasche Abziehen des Handschuhes verhindern. An der Hand selbst ist eine Wundlast kein Zeichen eines feinen Schmades, sondern eher das Zeichen Bräulerie, aber Ringe verunstalten auch die Hand selbst. Jedoch ein Moment für die Ringtracht über dem Handschuh geht verloren, so wäre es nicht das, den Siegelring zum Briefverschluß der Hand mit sich herumzutragen, sondern den Goldreif bei der Trauungsact in der Kirche. Das Handschuhabziehen, während der Trauring der Braut auf dem Präsentirteller hingereicht wird, etwas sehr Poesieloses, fast Komisches, das durch das Untereinander des Ringes über den Glacehandschuh umgangen werden könnte, wenn man sich überhaupt nur die Hand in Handschuhen zum Verheirathen zu reichen vermag, so mögen sie auch bei dieser Kircheneuromnie mit derselben identisirt bleiben. Auch würde es vielleicht genügen, in Halbhandschuhen oder mitaines, wie sie zur Watterzeit in fleischfarbener Seide oder schwarzem Filet aufkamen, in Luftspielen aus jener Periode von jungen Schauspielerinnen Erfolg angewendet werden, sich die Finger frei zu erhalten, den Ring ohne Aufentfall an den rechten Platz bringen zu können.

Hier tritt der grelle Gegensatz zur Handschuhpoesie. Wenn Fräulein Rosalind gerade einen Handschuh — kein anderer ihrer Toilettenstücke, nicht eine Schleife von ihrem Wams, ein Ring von ihrem Finger wählte, um ihn in den Büsenang hinabzuwerfen und den Ritter zu einer Liebesprobe herausfordern, so beweist dies, daß der Handschuh überhaupt als Object der Huldigung und der Herausforderung zugleich gilt. Man war zur Zeit der süßen Minne und der rauhen Ritterzeit in dergleichen Verehrungsobjecten weniger scrupulös, jener grad sinnige Oberst M., der, als ihm eine vornehme Dame die Hand gnädig zum Kusse reichte, dieser erwiderte, sie kam nicht verlangen, daß er Kahlleder küsse. Der Frauenhandschuh der Ritterzeit wurde nicht nur in Devotion an die Lippen geführt, auch auf dem Herzen getragen, und bei Ritterturnieren in der Handschuh der Dame an dem Helm des Ritters befestigt.

Die Lettenbraut, unter deren strickenden Fingern der Handschuh als Heirathsvorbote entsteht und zu vielen Tugenden der Kästen des Mädchens aufgehäuft, dort bis zu dem entscheidenden Tag ruht, heftet ihn als Franze an die Zipfel eines weißes Tuches, welches sie jedem ihrer Hochzeitsgäste wie ein Ordeband über die Brust legt. An Tüchern und Handschuhen aus dem eigenen Fabrik, mit dem eisernen Stricknadelhandwerkzeug, da es an einem solchen Tage nicht fehlen; ohne sein baumwollenes Handschuhpaar trodelnd an der Schärpe zu haben, zieht Niemand gern heim von dem Hochzeitschmause; wer aber dennoch leer ausgeht, sorgt sicherlich für Spott und Strafe, welche die junge Braut noch in ihre neue Heimath verfolgen. In der Schweiz figurirt die Handschuhgeschenke der Sitte gemäß bei Taufen und Begräbnissen. Die Pathin muß dem Pathen ein Paar Taufhandschuhe kaufen, und eine Landesverordnung verbietet zugleich bei den Kindtaufen Handschuhgeld zu verabreichen. Unter allen Umständen müssen die Pathen das Kind, damit es ein anständiges Mädchen werde, in Handschuhen über die Taufe halten. Die Sitte der Begräbnissen Handschuhe anzuhängen — wie bei uns Citronen an den schon Behandschuheten — beschränkt sich darauf, daß die hauptsächlichsten Leichenbegleiter von Seiten der Leidtragenden mit Handschuhen beschenkt wurden.

Der Handschuh und die Heirathsceremonie einerseits, die Liebe andererseits haben mit dem Handschuh einen engen Zusammenhang, und wir können wohl sagen, daß die psychologische romantische Geschichte des Handschuhes keine ganz lederne ist, ja auch der Stoff nicht absolut ein gegebener sein darf, obwohl seine weisse Lederhaut dem weißbaumwollenen den Vorzug abläßt, der da besonders unästhetisch erscheint, wo er als Weib zur Aesthetik dienen soll, nämlich an den Händen der bei den Aufwartenden. Man sollte nur Diener mit ebenso wohlgeformten wie geschickten Händen, die sich unter allen Umständen sehen lassen können, zum Tafelserviren anstellen.

Der Roman und das Gedicht, die altspanische Romancas sogar schon, welcher Schiller den Stoff zu seiner Wallade entlehnte, zeigen die geschickte Benützung des Handschuhes als Räuberschützer und Chepocurator: hier ist ein vergefener der Berrath eines heimlichen Rebeybons, dort ein der Hand entfallener Schlüssel zu einer Intrigue, endlich ein vergifteter der Eiferigen Rächer, wie einen solchen die Gräfin Cosel der schönen venezianischen Malerin, der Gräfin Coccini, die ihr die Liebe Augustin Starke zu rauben drohte, von dem Chemiker Volta zurückden heimlich zustellen ließ, der ihrem Körper einen entfehlenden Schlag brachte, an welchem die junge Künstlerin starb. Taufenähnliche Fälle weist die Geschichte jener Zeit auf, in welcher die Krankheiten noch nicht durch Gegengifte zu heilen wußte.

Daß die zarten Damen-Liebesschuhe noch mit einem besonderen wohlriechenden Zeige, zur Verschönerung der Hand dienend, sweet washed oder — auf deutsch — zugereichert waren, ist noch zu erwähnen. Dergleichen eingetrigte Handschuhe trug man heute wie damals — wer sich eben dazu entschließen mag mit gutem Erfolg, bei Nacht wie am Tage; die Hand jedoch, welche des Puders, der Schminke und des aromatischen Zeige bedarf, um ansehbar zu sein, mag lieber den Handschuh anbehalten.

Wer stellt sich nun aber in unseren Tagen selbst unter dem mittelalterlichen Ritter-Damenhandschuh etwas Anderes, als ein mit Milch und Alaun, Eiweiß und Baumöl, Stärkemehl und Tragant glänzend und steif gemachten Lederhandschuh vor, nur ein solcher der Inbegriff aller Handschuhheleganz ist und ist im Winter von den Damen im Muff getragen wird, welcher im Pelz- und gefütterten Handschuh, wie dieser zur guten alten an der Tagesordnung war und heute noch auf Reisen und der Jagd den Männern und auf dem Schulgange und der Schuchbahn den Knaben seine Dienste leistet, entbehrlich macht.

(Schluß folgt.)

[2791]

### Ein Kind des Glücks.

Von Neumann-Strela.

Der Graf von Gotter war ein Kind des Glücks. Ihn, der als der Sohn eines herzoglichen Rathes geboren, strich die Hofluft gleichsam schon um die Wiege. Nach dem frühen Tode seiner Eltern nahm sich ein Beamter in Gotha des Knaben an und brachte ihn später als Pagen an den Hof. Durch sein Wissen und sein hübsches Aeußere empfahl sich Gotter den Herrschaften bald in solchem Grade, daß der Herzog den erst Dreiundzwanzigjährigen zu seinem Gesandten in Wien ernannte. Die Kaiserstadt, zur Zeit des prunkliebenden Karl VI., war der rechte Boden für den lebenslustigen Gotter. Rasch schwang er sich zum Günstling des Kaisers auf, der ihn in den Grafenstand erhob; und durch seine unzähligen Abenteuer und verschwenderischen Feste, die er in seinem Hotel gab, war er nach wenigen Jahren das Schöpfkind der Wiener geworden, aber auch unbarmherzigen Gläubigern in die Hände gefallen. Wiederholt hatten der Kaiser und der Herzog von Gotha seine immensen Schulden bezahlt, endlich aber, um ihn seinen Verlegenheiten zu entziehen, sah sich der Herzog gezwungen, ihn von Wien abzurufen.

Was Wunder, daß er sich nun in dem kleinen Gotha wie im Gefängnisse fühlte! Schon wollte er den Dienst verlassen und in Holland das Glück suchen, da rief ihn Friedrich II. als Oberhofmarschall nach Berlin. Ein inniges Freundschaftsband schlang sich um Beide, und Gotter war es, der nach dem Tode Karl's VI. nach Wien ging, um Schlesiens von Maria Theresia zu fordern. Vergeltens suchte ihn die Kaiserin an ihren Hof zu fesseln. Er kehrte nach Berlin zurück und setzte hier und in Potsdam sein würdevolles Leben in solcher Weise fort, daß einer seiner Zeitgenossen von ihm sagen konnte: Und hätte er Krösus' Schätze besessen, er hätte doch Nichts gehabt! Mehrere Male hatte ihm der König geholfen, endlich aber riß diesem die Geduld, und die Pforten von Sanssouci blieben dem Oberhofmarschall verschlossen. In Ungnade gefallen und ohne Geld, wollte er eben nach Gotha reisen, als ihm ein Loos der Londoner Lotterie angeboten wurde. Er vertraute seinem Glück und gewann — das große Loos.

Voll guter Vorsätze, in der Einsamkeit ein neues Leben zu beginnen, zog sich Gotter auf das Land zurück. Für 36,000 Thaler kaufte er einem Prinzen von Sachsen-Gotha das in Gotha's Nähe gelegene Landgut Molsdorf ab und schrieb einem Freunde in Wien: „Hier will ich leben und sterben wie Diogenes in seiner Tonne“. Aber schon nach wenigen Tagen gingen diese guten Vorsätze in Rauch auf. Der Graf langweilte sich, der Verkehr mit den Bauern widerte ihn an, ihn verlangte nach Gesellschaft; aber um diese standesgemäß empfangen zu können, mußte vor Allem das Schloß umgebaut, und der verwilderte Garten in einen herrlichen Park verwandelt werden. So zogen denn Bauherren und Arbeiter in Molsdorf ein, und der Graf zog es vor, bis zur Vollendung der Bauten auf Reisen zu gehen, nach Wien und Paris. „Im Wechsel rauschender, üppiger Vergnügungen fand er sein Glück,“ sagt einer seiner Biographen. „Denn wenn auch zu Zeiten Ueberdruß und Ekel sich einstellten, so dauerte das immer nur kurze Zeit.“ Nach seiner Rückkehr trat er in ein hübsches Schloß mit Thürmchen, einem vergoldeten Balkon und Inschriften aus dem Horaz über allen Fenstern. Im Treppenhause war gleich neben dem Portal ein Weinhahn über einer Marmorhülle angebracht. Deffnete man den Hahn, so floß aus dem Keller Champagner in die Schale. Mit den Gemälden und Karikaturen, welche Gotter auf seinen Reisen gesammelt, wurde das Schloß überfüllt. Zu ebener Erde zwei Gemächer: Das „Billardzimmer“ und der „Saal der Tänzerinnen“, der sechs Portraits französischer und italienischer Künstlerinnen enthält. Im Speisesaale im ersten Stockwerk reißt sich Bild an Bild: Könige und Prinzen, Herzoge, Grafen und Barone, Minister und Generale bunt durcheinander, und in jeder Ecke steht mit goldener Schrift geschrieben: Vive la joie! Dann kommt das „Damenzimmer“. Auch hier wieder Bild an Bild, und inmitten seiner hohen Gönnerinnen und Freun-

dinnen blickt aus goldenem Rahmen Graf Gotter in Jägerkleidung hernieder. Zimmer folgt nun auf Zimmer, alle klein, dämmerig, auch eine Bibliothek ist da und ein Marmoraal. Doch vergebens sucht das Auge nach künstlerischen Seltenheiten; Nichts, als altmodische Sofas, Sessel, Schränke, Kommoden und Kamme, auf denen Meißener Porzellan steht. Zur Verschönerung des Parks hatte der Graf einen berühmten Gärtner aus Paris mitgebracht. Unter den dunklen Bäumen und um den Weiher wurden marmorne Götter und Göttinnen gestellt: Jupiter und Apollo, Minerva, Venus und Diana. Auf einem sonnigen Plage standen die neun Mäusen im Kreise, und zwischen und neben ihnen stiegen Wasserstrahlen lustig in die Höhe. Ueberall spielten die Wasser in Form von Sonnen und Sternen, die Hecken und Taguswände waren beschnitten, farbige Muscheln lagen am Wege, an behauenen Steinen standen Verse aus Virgil und Horaz, und auf mit Blumen überfüllten Terrassen dufteten Lorbeer- und Orangenbäume.

Jeder Tag sah nun Gäste in Molsdorf, und der Champagner wurde aus Rittershumpen getrunken. Kein Wunder, daß dieses Schlaraffenleben Summen auf Summen verschlang, und daß des Grafen Schatulle plötzlich leer war. Da hörte er von einer Lotterie, die im Haag gezogen werden sollte. Er nahm ein Loos

hatte er den Universitätsprofessor Wieland für werth befunden, in den Orden zu treten, und zu dessen Aufnahme war ein Capiteltag in Molsdorf anberaumt worden.

Es war ein Nachmittag im Juni. Vor dem Schlosse war ein seidenes Zelt mit vergoldeten Stützen errichtet, und auf dem sonnigen Plage zwischen den neun Mäusen war eine Dienerschaft beschäftigt, eine Tafel mit Confitüren und Champagnergläsern zu besetzen. Erwartungsvoll stand Wieland im braunen Frack auf dem Balkon; am Parkeingange harrete der Graf auf seine Gäste. Um die dritte Stunde erschienen die Carossen, und Gotter bot der Herzogin den Arm. Die Freundin Friedrich's von Preußen und Voltaire's war nicht schön, aber „rein wie Schnee und lieb wie eine Taube“. So besang sie nach ihrem Tode ein Dichter, der mit Entrüstung erzählte, daß ihr Reichthum sie mit den Worten anredete: „Durchlauchtigste, gnädigste Herzogin, große, große, erhabene Sünderin!“ Ihre Bufenfreundin, Juliana von Buchwald, führte der Herzog, ein trefflicher Regent, dem stets die unablässige Sorge für seines Landes Wohlfahrt am Herzen lag. Baron Frankenberg, die Marquise de Baronne, Herr von Molke und Fräulein von Neuenstein, Hofrath Cachenier, Fräulein von Dietfurt und andere folgten den Herrschaften. Ein Wink des Grafen, und in der Ferne ertönte eine sanfte Musik. Die Gesellschaft begab sich in das Zelt. An der Hand des Grafen trat Wieland in den Park — da wurde das Zelt geöffnet, und Bilger und Bilgerinnen kamen hervor, das Gewand braun und lang, der Hut mit Blumen bekränzt, der Stab mit rosa Bändern geschmückt. Auf der Brust trugen Alle eine Schleife mit der Devise: Vive la joie! Wieland war geblendet, wie im Himmel, und der Graf stellte ihn vor: Der Liebling der Mäusen, der unsterbliche Sänger von „Muzarion“, „Joris und Zenide“, „Diana und Eudymion“, der Verfasser von „Don Sylvio von Rosalba“ und „Agathon“. Unter den Klängen der Musik und dem Donner der Kanonen gelobte Wieland Verschwiegenheit, und damit war die Ceremonie beendet. Man verlor sich zwischen den Bosquets, auf den Terrassen, im Wirthsaal der Blätter, Blumen und Blüthen, bis die Sonne sank, und zwischen den Zweigen farbige Lampen leuchteten. Dann zur Tafel, an der sich die Herren Zwang auferlegen mußten, denn die Herzogin liebte es, vom Champagner nur zu nippen. Vor jedem Gange stimmte Gotter nach der Ordensregel ein französisches Liedchen an, und um die neunte Stunde hob er den Stab und rief drei Mal: Vive la joie! Das war das Ende.

Wenige Jahre später waren die Gelder des Grafen abermals zu Ende. Da fuhr er nach Erfurt, Gotha, sogar nach Frankfurt und borgte. Doch als er sich zu gleichem Zwecke schon nach drei Monaten wieder auf die Reise begab, wurde er aller Orten mit Achselzuden empfangen. Dazu kam, daß er kränkeltete, die durchjubelten Nächte rächten sich grausam; der Arzt verordnete ihm, ein mildes Klima aufzusuchen. Aber völlig vom Gelde entblößt, blieb ihm Nichts weiter übrig, als Molsdorf zu verpachten. Erst nach langem Suchen fand sich ein zahlungsfähiger Pächter, und mit Thränen in den Augen nahm Gotter von seiner Bestzung Abschied. Er stieg zu Pferde, ritt um das Schloß, durch den Park, über die Felder und rief: „Leb' wohl, du liebes Molsdorf, du hast mir viel Geld gekostet!“ In Montpellier, wohin er sich nach einem Aufenthalte in Paris begab, setzte er aber sein lockeres Leben fort; einmal verspielte er in einer Nacht die halbjährige Pachtsumme für Molsdorf. Ahermals in Bedrängniß gerathen, wandte er sich an den König von Preußen, und die Sonne von Sanssouci sollte ihm wirklich wieder leuchten. Friedrich der Große berief ihn als Generalpostmeister nach Berlin, wo der „alte, lebendig-todte Mann“ trotz seiner Leiden herrlich und in Freuden lebte, bis er in seinem siebzigsten Jahre starb und auf königliche Kosten begraben werden mußte.

Molsdorf fiel wieder an das Haus Gotha zurück. Im Schlosse ist fast noch Alles wie zu Gotter's Zeit geblieben, aber die Götter und Göttinnen und Wasserkünste sind bald nach dem Tode Friedrich's IV. aus dem Park entfernt worden. Jetzt ist es hier still, denn fern vom Schienentwege, zwischen Korn- und Kartoffelfeldern liegt das Schloß, und selten wird noch ein Tourist in Dietendorf die Eisenbahn verlassen und auf dem schlechten, sonnigen Wege querfeldein nach Molsdorf wandern. [272]



Ein Kind des Glücks. Zeichnung von J. Watter.

und gewann zum zweiten Mal — das große Loos. Vive la joie! Er ließ goldene und silberne Medaillen mit seinem Bildniß prägen; er engagirte einen tüchtigen Maler in Erfurt, der ihn einige duzend Mal für seine Freunde in allen Ländern malen mußte; und Sonntags nach der Kirche ließ er die Diener und Bauern in den Park rufen und warf ihnen vom Balkon Goldstücke an den Kopf. Vive la joie! Das war auch die Devise des Ordens „Die Eremiten zum guten Humor“, dessen Capiteltage häufig nach Molsdorf verlegt wurden. Dieser Orden, auf Wunsch der Herzogin Luise Dorothea vom Herzog Friedrich III. von Gotha gegründet, blieb den Nichteingeweihten lange ein Räthsel. Man sah ihn als eine Fortsetzung des Rosenkreuzbundes an oder schob ihm politische Zwecke unter; bis später der Dichter Gotter in seinem Büchlein „Zum Andenken der Frau von Buchwald“ erzählte, daß „anständiges“ Vergnügen das A und O dieser Versammlungen gewesen sei, „Freude, deren Genuß die Seele erhebt, ohne sie zu berauschen oder ihr den bitteren Nachgeschmack der Reue zurückzulassen.“ Graf Gotter war die Seele des Ganzen, der talentvollste Arrangeur und der Herzogin rechte Hand. Seine Anordnungen billigte sie im voraus, und war er fern, so bestimmte er Costümänderungen und schlug neue Mitglieder vor. Einmal

## Die arme alte Frau.

Jugenderinnerungen von Maurus Jókai. \*)

Wahrlich, das ist schon lange, lange her!  
Es war, als man mich zuerst zur Schule führte, der ich 1825 geboren worden.

Ich bin damals ein so winziger Junge gewesen, daß ich kaum vom Boden aufblicken und den Psalter tragen konnte, faßte ich letzteren auch mit beiden Händen an.

Mein guter Vater führte mich eines Tages an der Hand nach einem entsetzlich großen Gebäude mit dicken Mauern, schwindelerregenden Steintreppen und endlosen Corridoren.

O, als welche Giganten erschienen mir die älteren Studenten! Wie viel mußten die schon wissen, was ich noch nicht wußte!

Mein guter Vater öffnete eine der nach dem Corridor mündenden Thüren und mich an der Hand haltend, ließ er mich voraus eintreten.

Dreihundert Kinder in meinem Alter saßen da drinnen auf dreihundert Bänken. Ein fürchterliches Reich, in dem bloß Kinder wohnten! An der Wand eine riesige Tafel; auf ihr standen erschreckend große Buchstaben geschrieben. Nach diesen wies ein hochbehaarter Mann mit einem mächtigen Stöckchen, das Kinderlager aber sagte dazu: „ab = ab, Eisenstab, rührt man dran, heißt der Rab!“ Als er uns gewahrte, jener würdevolle große Herr dort an der Tafel, nahm er das Stöckchen unter den Arm, kam auf uns zu und grüßte. Mein gesegnet guter Vater sagte ihm, daß er ihm einen Rekruten bringe; er möge mit mir die Mühe nicht scheuen.

Der Mann streich mit der Hand über meinen glattgeschorenen Kopf und frug mich, wie ich hieß?

Ich sagte, ich heiße „Maurus“.

Er lächelte darüber. Ein sonderbarer Name. Ich begann mich zu schämen. Diese Jungen werden sich gewiß darüber wundern, daß man Jemand Maurus heiße und nicht ordnungsgemäß Anton, Johann, Stephan u. s. w.

Der große Mann, den die Knaben, die Finger emporhebend, mit „Herr Rector“ ansprachen, gab meinem guten Vater das Geleit bis vor die Thür; dann kam er zurück und setzte mich in die zweite Bank zwischen einen berockten und einen barfüßigen Jungen. Der Barfuß war der Erste; denn hier bestimmte den Rang das Verdienst. Derselbe war eine ernste sittsame Persönlichkeit und emsig bestrebt, zwischen zwei Linien runde Buchstaben so aneinander zu reihen, daß ihm vor großem Eifer Aug' und Mund offen standen.

Jedoch der berockte Nachbar, das war ein ausgelassener Junge. Nachdem er sein Hest mit Dinte vollgeseht hatte, machte er Fliegenhäufer daraus und auch mich forderte er auf, ihn dafür Fliegen zu fangen, was ich für alle Schätze der Welt nicht gethan haben würde. Deswegen begann er dann mich auszuspieten; er sagte immer: „Mau—rus!“ Darüber schämte ich mich gar sehr und konnte nicht mal zurückspotten, denn er hieß simpel „Gyuri“ (sprich: Duri = Jörg).

Dann kam die Reihe ans Lesen. Der Rector rief auch mich aus der Bank heraus und mich zwischen seine beiden Kniee nehmend, zeigte er in den Psalter und forderte mich schön freundlich auf, ihm zu sagen, was das für ein Buchstabe sei?

Er dachte, ich sei noch nicht weiter!

Oh! meine guten Eltern hatten daheim mich bereits lesen gelehrt, ich erfasste daher den Psalter mit beiden Händen und begann rasch zu lesen, bis mir der Athem ausging. Der Herr Rector streichelte mir den Kopf und sagte, daß das wahrlich schon ganz gut gehe.

Mir glühte das Antlitz, daß ich kaum noch die Buchstaben sah. Seitdem bin ich zwar einige Male belobt worden, aber so süß klang mir ein Lob niemals mehr, wie jenes meines ersten Lehrers, als ich so stiefend aus dem Psalter zu lesen wußte.

Und, ach, wie wurde ich an jenem Mittag daheim empfangen! Wie ein von glorreichen Siegen heimkehrender Held! Meine gute Mähme buk für mich eine Pfämenorte, und ich that sehr stolz vor dem Gesinde, als ich mich hinausetzte unter den Maulbeerbaum und laut den kleinen Katechismus zu lernen begann und die interessanten Wissenschaften des kleinen dreifachen Gesichtspiegels, den man bei uns Calvinisten in Ungarn seit Jahrhunderten hat.

Was ist aus den dreihundertunddreißig Knaben geworden, welche damals mit mir die erste Classe des Collegiums zu Komorn besuchten? Die Meisten sah ich nach ihrem Abgang von der Schule niemals wieder. Als ich selbst zu solch einem Riesengewachsen war, wie ich sie vordem antaunte, wenn sie vier Stufen der Treppen auf einmal nahmen, waren wir unser kaum noch Zwölf in der höheren Classe.

Die Einen waren unterdessen vom Schneider und Schuhmacher, Andere vom Tode fortgenommen worden u. s. w. Von jenem standhaften Duzend geht der Eine und Andere noch jetzt mit mir in die Schule, in welcher der sehr weisheitsvolle Meister „das Leben“ uns aus dem nie ausgelerten Buche „die Erfahrung“ unterrichtet. Zwei, drei haben nunmehr auch diese Schule absolviert, ruhen still daheim, im Schoß der Mutter Erde und wissen jetzt bereits Alles. Einige sind glücklich geworden, Anderen ist es traurig ergangen, und von Etwelchen weiß ich gar Nichts.

Eines Altersgenossen erinnere ich mich besonders, obwohl er schon nach der untersten Classe weglieb. Es war mein erster Nachbar, der kleine Gyuri.

Es war ein ebenso lebhafter, als muthwilliger Knabe. Im Baunklettern und Schlittschuhlaufen, im Nachahmen von Vogelstimmen und Federbüchsenmachen kam ihm Keiner gleich.

Und wie er die so viel größeren Jungen schlug, daß sie weinend dem Rector klagten, die Pfirsiche noch grün als und die herrenlosen Hunde reizte! Alles Unternehmungen, zu denen ich nicht den geringsten Muth verpirte.

Ich war viel zu schüchtern, um nicht zu sagen zu feige in diesen Dingen. Während die anderen klügeren Kinder Ball schlugen und nach Herzenslust im Freien sich tummelten, baute ich mir im entferntesten Winkel unseres Gartens aus Maisstengeln ein Haus, in das man sich verkriechen konnte; schnitzelte dort alle Gattungen von Waffen gegen eingebildete Feinde und warf Todtengrüfte auf, in Kammern eingetheilt, in welchen ich meine kleinen Todten,

die Leichen umgekommener Seidenwürmer beisetzte. Ein kleiner Glodensfuß stand auch daneben, zum Grabgeläute, und ich schrieb die schönsten Grabinschriften für sie wie für gefallene Helden.

Eines Tages besuchte mich auch mein Kamerad Gyuri in meiner Maisstengelfestung, neben meiner Seidenwürmergruft, an einem Sonnabend Nachmittags, als es keine Schule gab.

Meine Unterhaltungen gefielen ihm aber keineswegs.

„Du bist ja gerade wie meine Großmutter,“ sagte er, die Nase rümpfend, „die sich auch nur mit Todtenjahren amüßirt. Ihr würdet gut zu einander passen.“

„Mit Todtenjahren?“ fragte ich betroffen.

„Ja wohl,“ erwiderte Gyuri, „sie hat sogar drei Särge, in die sie sich abwechselnd zu unserm Schrecken zu legen beliebt. Dann zieht sie sich wie eine Todte an, thut, als ob sie gestorben wäre, und hat nur die eine Herzenssorge noch, ob man sie auch hübsch begraben werde.“

Meine Aufmerksamkeit war gewaltig erregt, und ich freute mich nicht wenig, als der kleine Gyuri mich bei meinen Eltern für den folgenden Tag, den Sonntagnachmittag, zu sich ausbat. Und richtig, zur festgesetzten Stunde kam er denn auch mit einem Diener und holte mich ab.

Gyuri's Eltern wohnten in einem hübschen Hause mit grünem Thore; die sämmtlichen Fenster, welche nach der Straße gingen, waren mit Eisen vergittert. Ein grimmig aussehender Löwenkopf hielt zwischen den Zähnen den Ring des Thürklopfers am verschlossenen Thore.

Durch einen langen Corridor und durch die Küche gelangten wir in die Kinderstube. Dort setzte sich Gyuri sofort in Activität. Er gab dem Stubenmädchen Befehl, daß es uns rasch das Vesperbrod bringe, Aepfel, gerösteten Kuchen, Butterbrode und Misse. Dann holte er sein Spielzeug hervor, womit jeder Winkel angefüllt war; Trommeln, Schwerter, Büchsen, Kanonen, Klappertische, blökende Schafe und fast unermüdliche Spielböden — man sah aus Allem, daß er das Nesthäkchen des Hauses war.

Raum aber hatten wir ein Regiment bleierner Soldaten in Reih und Glied gestellt, als das Stubenmädchen mit der Weisung kam, das Spielen vorläufig sein zu lassen, bis Großmama uns Beide gesehen habe. Gyuri weigerte sich kurzweg, der Einladung Folge zu leisten. Was wolle denn die Großmama von ihm? Sie habe ihn doch oft genug gesehen. Heute sei Sonntag, Ferientag, heut' möge man ihn spielen lassen.

Die Gm wollte ihn zwingen. Da riß aber Gyuri sein hölzernes Schwert heraus und versetzte ihr einen Schlag über die Hand, daß sie weinend abging.

Ich war nicht wenig erschrocken. Ich dachte, über den kleinen Missethäter werde sofort ein fürchterliches Strafgericht hereinbrechen — und „mitgefangen, mitgehungen.“... Allein Nichts von dem geschah. Es erschien vielmehr die Mutter Gyuri's nach dem Stubenmädchen und zwar nicht mit der Ruthe, sondern mit dem freundlichsten Gesichte. Sie hatte solch gute, sanfte, feine Züge, ach, und so kummervolle Augen. Sie bat Gyuri so schön, daß er zur Großmama kommen möge, sie versprach ihm einen Kanarienvogel und jagte mit einem Kuß zu ihm: „Wenn Du mich liebst, wirst Du gehorsam sein.“ Und dann fügte sie hinzu, daß er sich vor mir schämen müsse, der trostige Junge, der er sei. Ich war ganz betroffen. Mit mir zu Hause machte man nicht so viel Umstände.

Endlich ließ er sich durch ihre und meine Bitte bewegen, und die sanfte Frau führte uns an der Hand durch eine Reihe prachtvoller Gemächer ins Zimmer der Großmama.

Es war dies eine geräumige, aber dunkle Stube, mit geklümten, verblassten Vorhängen vor den Fenstern, altmodischen Glaskränken und hohen, mit schwarzem Leder bezogenen Lehnsesseln.

Ueber einem schwarzledernen Sopha hingen die Bildnisse eines Herrn und einer Dame in längst vergangener Tracht. Der Herr in verschnürtem ungarischen Halbrock, die Dame mit thurmhoher Haarlocke und einem Band um die Stirn.

Im Hintergrunde des Zimmers befand sich ein großer Kollstuhl, und in diesem saß eine greise Frau. Auch sie trug sich nach längstvergessener Mode, ein lavendelfarbenes Kleid mit aufgebauhten Falten und eine gesteierte Haube. Vor den Augen aber hatte sie einen großen grünen Schirm, daß man fast Nichts von ihrem Antlitz sah. So saß sie dort, die beiden mageren Arme auf den Stuhllehnen, und als sie die Thüre gehen hörte, frug sie mit kläglichem Ton: „Wer ist's?“

Ein altes Fräulein, irgend eine langjährige Gesellschafterin, antwortete:

„Der Gyuri und der Maurus.“

„So?“ erwiderte sie und hätte es gar gerne gehabt, uns zu sehen. Gyuri's Mutter führte uns zu ihr. Die Augen der Großmutter waren schwach, gegen Abend konnte sie kaum noch die Gestalten unterscheiden. So legte sie uns denn die beiden Hände aufs Haupt und betastete uns. Und sie unterschied uns wohl. Das war der Gyuri, das der Maurus. Jener hatte krauses Gelock, mein blondhaar war schlicht und glatt.

Dann nahm sie uns bei den Händen. Welche Kraft war noch in diesen dürren Fingern! Gyuri wußte sich nicht darans zu befreien. Er mußte still halten und mit der Großmama sprechen.

Die alte Dame war bei besonders guter Laune und lebensor froh. Sie frug mich nach Allem aus, wovon sie mir Kenntniß zutrauen konnte. Sie frug mich, was ich, der Advokatensohn, werden wolle? Ich sagte ihr, ich möchte Agent in Wien werden. Das fand sie ganz am Orte. Sie ermutigte mich, ich möge nur gut lernen, sie habe ein sehr schönes Lesebuch; wenn ich mich gut betrage, so werde sie es mir vermachen, sobald sie sterbe.

Gyuri begann unruhig zu werden.

„Die Großmama ist schon wieder mitten drin im Testament. Man lasse mich nun endlich zum Spielen fort.“

Auf diese naive Aeußerung begann die gute Alte zu lachen. Sie hatte zwar keine Zähne mehr, aber lachen konnte sie immer noch.

Da rief uns das Stubenmädchen zum Vesperbrod. Das alte Fräulein faßte die Lehn des Armsfuhs an und fuhr ihn nach dem Speisezimmer, wo ein langer Tisch stand, mit Tassen, Backwerk und Kuchen besetzt.

Es war große Gesellschaft. Der kam aus jener, der Andere aus einer anderen Thür herbei; genug, sie füllten das Zimmer. Und die große Gesellschaft gesamt war die Familie der Großmutter. Zuerst ein würdevoll aussehender Mann mit hoher Stirn über düsteren schwarzen Augen, vor denen ich mich fürchtete. Das war der älteste Sohn der Großmama.

Seine Gattin war die freundliche, sanfte Frau, Gyuri's Mutter. Dann war noch eine größere Schwester Gyuri's da, ein schlankes, blaßes Mädchen, das demnächst in eine Erziehungs-

anstalt geschendet werden sollte, sowie ein Bräutchen, das die Anna auf den Armen trug.

Außerdem befanden sich dort noch der jüngste Sohn der Großmama, ein Infanterieoffizier; eine verwitwete Schwiegertochter mit ihrem Knaben und einem rothwangigen Mädchen, das sich auch bildete, sobald sie wachse, werde sie auch ein Junge werden müßte. Endlich noch ein jüngerer Bruder der Großmama, ein pensionierter Husarencapitän, in dessen Schadel ein Stück Silber eingewirrt war; ferner die Tochter eines Geschwisterkundes, ein damals sehr heirathsbedürftiges Mädchen. Noch eine andere Verwandte, die ich später erfuhr, befand sich in der Küche. Dieselbe pflegte aber nie unter den Andern zu sitzen, denn man liebte sie nicht. Warum? das weiß ich nicht.

Als man uns zum Niedersetzen einlud, waren wir gerade Bierzeihn, darunter nur zwei Fremde: die Gesellschafterin und die All die Lebrigen gehörten zur Familie.

Eine sehr gute, liebe Familie! Die Großmutter hatte ein vier Mal größere Tasse, als die Andern, und diese füllte sie zwei Mal mit Kaffee. Sie aß von Allem und entsann sich an Alles, das noch auf dem Tische sein mußte, und gab man Nichts davon, so beklagte sie sich. Dazwischen frug sie oft, denn auch die Kinder essen?

Der pensionirte Capitän und der Infanterieoffizier harrten mit Gyuri an, daß auch er Soldat werden möge, und für was sich entscheide? Wolle er Husar werden oder Infanterist? Er antwortete, er gedente weder Husar zu werden, noch Infanterist, sondern General.

Der jugendgeschaffene Student bediente das Geschwisterkind worüber dieses so sehr lachte, daß die Frau Wittve mehrmals den Kopf schüttelte. Als dann aber der Herr mit der hohen Stirn zu sprechen begann, da schwiwg Biedermann; es war nicht gestattet ihm ins Wort zu fallen. Während er sprach, wagte sogar die Großmutter nur durch Winke verstehen zu geben, daß sie mit dem oder jenem essen wolle.

(Schluß folgt.)

## Der Blumen Garten des Genfersees.

Von Marie Gieser.

Seit der letzten Woche des März wurde es dem Frühling an den Ufern des Genfersees zu enge. Das Grün fand nicht Raum auf den lieblichen Matten von Veilchen, Montreux und Clarens es kletterte Tag um Tag weiter hinauf an den sonnigen Felswänden von Olion, das sich zehntausend Fuß hoch über dem See erhebt. Die Blumen wollten nicht zurückbleiben, sie zogen mit und in dem zarten Gras unter dem Schutz von tausend Mühlbäumen und Dornbüschen, angelächelt von der südlichen Sommerfüße geöffnet und schiden duftige Grüße hinab zu den Schilffern, die in den Thälern und Schluchten zu ihren Füßen blühen. Die Menschen sahen es und wollten nicht träger sein, als die Blumen.

Wie lockend das Plateau des Felsens von Olion über der grauen gothischen Kirche von Montreux liegt! Du hast die engen wirklichen Gäßchen der kleinen Stadt mit ihren alterthümlichen Häusern hinter dir; malerisch durcheinander geworfen lehnt das ganze Nest an den laubreichen oder rebenbedeckten Abhängen der Felswände, und in der Mitte der Hauptstraße stürzt ein reizendes Bach aus der hier beginnenden Schlucht des Chaudron hervor. Du stehst eine Minute stille und wirfst einen Blick in diese Schlucht. Vorbeerbäume stehen ernst und regungslos auf dem hellen Gras-

teppich am Eingang der steilen Sidwand; durch die Breite der Abgrundes von ihnen getrennt, neigt sich ein weißblühender Baum über den schmalen, in den Felsen gehauenen Pfad. Ephen, Moos und fremde Schlingpflanzen bekleiden die grauen Wände, und bald entzieht dir eine vorspringende Felssecke die Aussicht in diese malerische Schlucht. Der Weg, welcher sie durchzieht und auf die Berge führt, denen der reizende Bach entspringt, ist weit von selbst an diesem warmen Frühlingstage zu kühl, darum vorüber. Der letzte Theil der engen Straße ist bald zurückgelegt, obgleich man genöthigt ist, sich hier und dort in eins der alten Häuser zu retten oder sich an die Wand derselben zu drängen, um nicht von einem Frachtwagen übergefahren zu werden oder unter die klumpen Hufe eins der stämmigen, waadtländischen Pferde zu gerathen mit denen er bespannt ist. Nun öffnet sich der Blick ins Freie, in ein gelobtes Land, besungen, wer kann sagen von wie viel Jungen! Du gehst an der Kirche von Montreux vorbei, deren berühmte schattige Terrasse ein neuer Schriftsteller, Hermann Grimm den lieblichsten Ort Europa's nennt, den zahllose große und kleine Dichter gepriesen und verherrlicht haben. Die hohen Mühlbäume, welche den schönen, alten Bau umgeben, haben ihre Blätter noch nicht entfaltet, aber das erste weiche Laub der Kastanien schimmert schon verheißungsvoll durch das Labyrinth der Zweige an der schroffen Felswand über der Kirche, und unter ihnen in jungen Grase dämmert hin und wieder ein blauer Hauch, unterbrochen von kleinen, weißen Flocken. Das sind Weilchen, Schneeglöckchen und Crocus, die ersten Frühlingboten auf diesen steilen Höhen. Du folgst dem Wege, der sich in einem großen Bogen bequem am Felsenabhang hinzieht. Rechts, zu deinen Füßen, in der Tiefe, glänzt der See, und jenseits desselben ragen schwarze schneebedeckte Bergzacken empor. Dünne, federartige Wälder schweben über ihnen im blauen Aether, ein weißer Schleier verhüllt die Herrlichkeit des schönsten Berges jener Alpenkette.

Ein Fußsteig mündet in die Fahrstraße; er ist steil, aber gefahrlos, und wer das Wasser der sieben Cascaden raufen hören will, muß sich in sein Dunkel vertiefen. Ueber ihm wölben die Zweige sich zu gothischen Bögen, zu kühlen Hallen. Zwischen ihnen öffnet sich ein malerischer Felsenabhang, der sich in einem Bogen bis zum fernen Jura hin so reich ist. Jetzt tönt das Raseln eines Wagens zu dir empor, und hinabstehend siehst du unter dir die Thurm Spitze der Kirche von Montreux, die nicht gebaut, sondern aus dem epheumponnenen Felsen emporgewachsen zu sein scheint, der sich anmuthig zum See hinabsenkt und dem Fuß Wurzel darin gefast hat. Doch —

„Was ist das für ein Rauchen?“

Das kann kein Rauchen sein!

Es klingen wohl die Rigen

Dort unten ihren Reihn?“

Ein Schritt um die Ecke des Felsblockes, der dir den Pfad versperrt, und die erste der sieben Schwestern springt dir leuchtend und glitzernd aus dem braunen Gestein entgegen. Ihr Perlen-

\*) Der Verfasser dieser Erzählung ist der begabteste und fruchtbarste Roman-schriftsteller Ungarns in der Gegenwart. Maurus Jókai, Eder von Aba, ward am 19. Februar 1825 zu Komorn geboren und ist seit 1863 Eigenthümer und Redacteur des großen politischen Tageblatts „Hon“; durch ein Leben voll ehrender Kämpfe und heißen Bemühens hat er sich unter seinen Landsleuten die Achtung und Liebe Aller und einen unvergänglichen Namen erworben.

schmutz funktelt in dem Sonnenstrahl, der hier das Gezweig durch-  
bricht, und verschwenderisch wirft sie ihn nach allen Seiten in das  
weiße, grüne Moos, macht drei wilde Sprünge über wüsten Stein-  
geröll und Eichenstämme, sammelt sich in einem Bassin, das sie  
selber mit unverdrossener Mühe in den felsigen Grund gehöhlt  
hat, und entleert dann mit leisem Rauischen durch einen tiefen  
Spalt in versteckter, heimlich-unzugänglicher Regionen, und während  
du deinen Weg nach oben verfolgst, tönt ihre Stimme nur noch  
dann und wann trübe säuselnd an dein Ohr, bis sie endlich ganz  
versinkt. Nachdem du eine Viertelstunde lang durch die grüne Wildnis  
aufwärts gestiegen bist, scheint sie plötzlich zu neuer, alter Kraft zu  
erwachen und setzt mit dem vollen vollen Brausen eines frischen  
Mühlbaches ein; du blidst überrascht zur Seite — da öffnet sich dir  
ein neues Bild. Ein wilder Duell schiebt über deinen Pfad, stürzt  
über die feineren, naturgebildeten Stufen den Abhang hinab, in toller  
Eile und Lust, als könne er den Augenblick nicht erwarten, um sich  
in den Schoß des Sees zu ergießen, der ihm wie im Traum aus der  
Tiefe entgegen lacht. Dein Fußpfad wird enger und enger, ein  
zweiter, steiler und steiniger, durchkreuzt ihn. Stellenweise ist er  
von Gestrüpp überwuchert. Kein Rauischen der Cascaden, keine  
Menschentöne rings umher. Du blidst um dich und siehst Nichts,  
als verschlungene Zweige. Die schroffe Wand des Felsens von Glinon  
ragt nicht mehr zu deiner rechten, sondern zur linken Hand empor.  
Solltest du von dem rechten Pfade unvermerkt abgeirrt sein?  
Unten, in schwindelnder Tiefe glänzt es blau, und blau leuchtet es  
durch die verschlungenen Zweige über deinem Kopf — See und  
Himmel, die einander in liebevoller Harmonie anschauen, und die  
goldene Sonne spielt in dem Gebüsch, das du eben mühsam durch-  
dringst, um zu sehen, ob dein Pfad sich ganz ins Enge verliert,  
und ob du wohl gar umkehren mußt, um die Höhe zu erreichen.  
So fragst du dich zweifelnd, als über deinem Haupt der um-  
melodische gellende Ton einer Glocke die tiefe Stille unterbricht.  
Noch eine kurze, aber mühsame Strecke kämpfst du dich durch das  
Dickicht und erreichst das Plateau, auf dem sich das stattliche Gast-  
haus des waadtländischen Rhigi erhebt. Man läutet zu Mittag, und  
aus den Nebengebäuden oder von den Terrassen eilt die Menge der  
Fremden dem Hauptgebäude zu, um sich an einer mit allem Luxus  
ausgestatteten Tafel zu versammeln und zu erquicken.  
Du aber trittst unbeachtet auf die Terrasse, setzest dich in den  
Schatten eines portugiesischen Lorbeerbaums, legst die Hände in  
den Schoß, schließt eine Minute lang die Augen, bis sich das  
schnelle Klopfen deines Herzens beruhigt hat, und blidst dann  
hinab in das Paradies zu deinen Füßen.

Halb Gebirgssee, halb Meer liegt er da, der blaue Leman,  
und kein Wellenspiel bewegt den Krystall seines Spiegels. In  
den Buchten von Clarens, wo die Trauerweiden ihre salben  
Zweige schwermüthig in seine stille Fluth senken, schimmert das  
Wasser in einer helleren Färbung, in einem Schmelz, wie ihn  
köstlicher, lichtblauer Sammet besitzt. Man sagt, daß es sanftge-  
lächelte sind, welche diesen zauberischen Schimmer erzeugen. Je  
weiter dein Auge sich vom Ufer entfernt, desto mehr verdunkelt  
sich das Wasser, bis es die tiefste Färbung des Ultramarin an-  
nimmt, hier und dort von helleren Streifen durchzogen.

Die Sonne hat sich jetzt bis zur Mittagshöhe erhoben und  
beleuchtet das große Bild mit ihrem vollen Glanze. Der Alpen-  
zweig, auf dessen anmuthiger Höhe du stehst, umfängt den See  
in einem weiten Halbkreise; zur Linken endet er, wo die Rhone  
ihre Fußten dem Wasserspiegel zurollt, zur Rechten senkt er sich  
in schönen Abstufungen zur Jurafette hinab, die den westlichen  
Horizont in weiter Ferne abschließt, deinem Standpunkt gegen-  
über am südlichen Ufer start die schroffe Kette der Savoyer-  
alpen empor. Ihre öden Kluppen, ihre zackigen, zerjagten Kämme  
und ihre dunkeln, jäh zum See herabfallenden Wände bilden einen  
majestätischen Gegensatz zu den sanften, eintönigen Linien des  
Jura, den du mehr ahnst, als siehst, der mit seltenen Ausnahmen  
im Dufte der Ferne verschwimmt. Wenige ärmliche Ortchäfen  
stehen drüben am Fuß der Savoyer-  
alpen gleichsam aus dem Wasser empor. Indem dein Auge diesem  
Gebirgszuge folgt, der in seiner Schroffheit und Dede dich zwar  
bedrückt durch die starr Symmetrie seiner Formen, aber deinen  
Blick zugleich anzieht, wird es zur Linken von einem riesenhaften,  
lichtumflommenen Gebilde gefesselt. Die östliche Flanke auf die  
Thalhohe gestützt, gleich einer Festung, die den Eingang in das  
Rhonetthal deckt, steigt der Dent du Midi in einer Höhe von  
mehr, als eilftausend Fuß zum Himmel empor. Zahllose,  
schneebedeckte Terrassen, riesige von der Hand der Natur  
gebildete Stufen, führen zu diesem feenhaften Felsen-  
schloß hinauf. Seine Zackenkrone ist ein Wunder von ebenmäßiger  
Schönheit.

Und nun wende deine Augen von der majestätischen Alpen-  
kette, die uns den Garten Italiens versperrt, und laß sie die Ab-  
hänge hinabgleiten, welche sich im Schweizerland zu deinen Füßen  
hinziehen. Auf der letzten jener zahlreichen Landzungen steigt  
malerrich die Hauptstadt des Cantons, das freundliche Lausanne,  
empor; die weißen Häuser seines Hafens schimmern deutlich über  
das düstige Wasser des Sees zu dir herüber. Ringsumher, zerstreut  
oder in Gruppen Willen, Landhäuser und Hütten zwischen Dör-  
fern und altherhmlichen Städtchen. Von dem reizenden See  
mit seiner Reihe stolzer Hôtels am Quai bis zu dem alten Wille-  
neuwe, der Villa nuova der Römer, am Eingang des Rhonetthals,  
reichen sich La Tour, Buvier, Clarens, Berney, Montreux, Co-  
longe, Beytau in anmuthigem Durcheinander, halbversteckt in  
Gruppen herrlicher Kastanien und Nuzbäume. Höher hinauf an  
diesen blühenden Abhängen entdeckst du friedliche Bergdörfer,  
und so weit der Blick reicht, einsame Sennhütten, selbst noch da,  
wo die saftig grünen Matten von düstern Waldgürteln unter-  
brochen sind, und wo starke graue Felswände plötzlich die Aus-  
sicht in die hochgelegenen Thäler versperren.

Unter allen Punkten unten an dem Ufer des blauen Sees  
ist einer, der deine Augen immer wieder anzieht, so oft du sie  
auch von ihm abwendest, um einen dauernden Gesamteindruck  
des großen Kundgemäldes zu gewinnen. Hinter dem alten Städt-  
chen Clarens, dessen neue prächtige Willen sich in schöngepflegten  
Gärten hart am Ufer hinziehen, treten die Alpen — deren höchste  
Spitzen dort die Plejaden und das Kübli heißen — etwa eine  
halbe Meile oder noch weiter vom See zurück, um einem Terrain  
Platz zu machen, das man den Garten des Leman nennen sollte.  
Auf diesen wellenförmigen, von vereinzelt Wein-  
pflanzen unterbrochenen Matten sprießt ein frischeres Grün,  
und die Bäume, welche hier, wie in Obstgärten, in ziemliche  
weite Zwischenräume getrennt sind, zeichnen sich durch Größe  
und Schönheit vor allen aus, die du bisher gesehen hast.  
Hier und dort erhebt sich ein vereinzelter, mit einem altherhmlichen  
Schloß gekrönter Fels, oder vom Gebirge aus streckt sich ein  
sanfter Hügelrücken gemächlich ins Land  
hinein und trägt ein unter Wäldern verstecktes Dörferchen,  
während an seinem Fuße aus einem Wäldchen von

Kastanien eine Thürmspitze hervorragt, und die weiße Wand  
einer Villa aus dunkeln Lorberegebüsch hervorleuchtet. Dorthin  
lockt es dich, jetzt wo die Sonne auf ihrem Höhepunkte steht,  
und der Schnee der gegenüberliegenden Alpenreihe, der Glanz des  
Dent du Midi dich zu blenden beginnt. An die kühlen Farben  
des Nordens gewöhnt, ermüden deine Augen und schließen sich  
vor dem bunten, lebensreichen Gemälde. Wenn du dem Pfade  
folgst, der, zuerst allmählig bergan- und dann wieder hinabsteigend,  
sich dem Fuß des Rocher Berroux nähert, so erreichst du den Pont  
de Pierre. Hier überschreitest du den brausenden Bach, umgehst  
den Anfang der Schlucht des Chaudron und wenn du müde bist,  
rastest du in dem Dörferchen Songy, um von dort in das grüne  
Hügelland hinabzusteigen.

Du wählst diesen Weg. Zuweilen stehst du stille und wirfst  
einen Blick nach dem See, über dem jetzt die blendende Luft des  
Mittags schwebt, betrachtend die finstere, tannendeckte Krone des  
Kübli, welche das Wasser des Himmels düstig und warm umweht,  
lauschest am Pont de Pierre dem Klängen und Singen des Ge-  
birgsbaches, hält den Bogen inne, welchen der Pfad beschreibt  
und siehst dich bald an der andern Seite der Schlucht. Vor dir  
liegt das stille, traumliche Dörferchen, wo du ruhst und dich an  
Milch und Brod erquicken willst. Vom Thale aus nicht sichtbar,  
verbirgt es sich wie ein sicheres Nest im Schutz der Berge und Bäume.

Dem Stände der Sonne nach muß es etwa drei Uhr sein.  
Du verfolgst die holprige Gasse durch das Dörferchen und schlägst,  
als es hinter dir liegt, einen Pfad ein, der sich an der Front des  
Kübli hinzieht und herrliche Blicke über den See und das unten-  
liegende Hügelland gestattet. Hier, an der sonnigen Halde unter  
vereinzelt Tannen und Rothbuchen, pflüchtst du ein Sträußchen  
des tiefblauen Enzian, der neben dem Edelweiß und der Alpen-  
rose die vielgeehrte Blume der Schweiz ist. Maßliebchen,  
Schlüsselblumen, die schon halbverblichen hellgelbe Primeln, deren  
eigentliche Heimath das Waadtland zu sein scheint, winken dir,  
und im Wandern nimmst du die eine oder andere von ihnen mit,  
doch zerklebst und ohne Liebe, denn deine Blicke spähen sehnsüch-  
tig in das grüne Thal, als harre deiner dort ein schönes Ge-  
heimniß, das sich dir offenbaren muß, ehe die Nacht ihre Flügel  
über ihm ausbreitet. Und schon beginnt die Sonne sich allmählig  
zu senken, ein goldener Dufte schwebt über den sieben Vorgebirgen  
am östlichen Ufer des Sees und in den Thälern, welche sie von  
einander trennen; die Linie des Jura tritt in matten Violett am  
Horizonte hervor, und das blendende Gefunkel der schneeigen  
Savoyerberge weicht allgemach einem rosigem, milden Glanze.  
Zu deiner Linken taucht das Dorf Charnay aus dichten Baum-  
gruppen auf, und unter ihm auf einem aus dem Thal aufsteigenden  
Felskegel, dessen Abhänge Neben tragen und mit saftigem  
Grün bekleidet sind, liegt das alterzgraue Schloßchen Chätelar.

Indem du nun mit schnelleren Schritten hinabsteigst in den  
Garten des Genfersees, wird das Gras unter deinen Füßen  
weicher und dichter; herrliche Bäume breiten ihre Zweige über  
den Matten aus, und weiße, feste Wege durchziehen hin und her  
das grüne Terrain. Der Thurm des alten festen Schlosses  
Blonnaie steigt in der Abendsonne, nicht weit vom Fuß der Plejaden  
empor; dort und bei dem benachbarten Hauteville sind die Que-  
monen und bunten Primeln, von deren fabelhaften Fülle man  
dir so viel erzählt hat. Du er über die sanftwelligen Gründe  
schreitend, erreichst du jene Stätten schneller, als auf einem der  
genannten weißen Wege und viel Zeit darfst du nicht verlieren,  
denn die Sonne senkt sich tiefer über den Jura hinab, und durch  
die Kronen der Nesselbäume, deren roth und weiße Knospen sich  
jede Stunde erschließen können, siehst du die Bergespitzen dunkler  
glänzen.

Der warme Hauch des Südens schwebt über diesen Matten,  
die Vögel gurren in den üppigen Zweigen, und dieser Dufte! —  
Du gewahrst, daß du die Grenzen des Blumenlandes schon be-  
treten hast. In dichten, blauen Büscheln, kleine Hügel bildend,  
bilden die Weiden dir entgegen. Sie sind größer und von tiefer  
Farbe, als in deiner Heimath, und du weißt nicht, wohin  
du deinen Fuß setzen sollst, um sie nicht zu zertreten. Zuweilen  
taucht eine Gruppe schneeweißer unter ihnen auf, kleiner und  
zarter von Gestalt, als die blauen. Auf einer Erhöhung am  
Stamm eines riesenhaften Nuzbaumes leuchtet es roth und weiß,  
du eilst hinüber, und ein Ruf des Staunens entfährt deinen Lip-  
pen. Es sind Primeln, wie du sie nur in wohlgepflegten Gärten  
deines Vaterlandes gesehen hast; auf schlanken Stielen streben sie  
empor und betrachten „mit zärtlichem Gesicht“ die hellblauen  
Scyllen, welche hinter einem Beet Schlüsselblumen hervorsehen.

Violett, blau und purpurn schimmert es unter den Tannen,  
die sich nicht weit von den Wälden des grünen Waldes von Blonnaie  
erheben; es sind die Blüten des Perwanche, blühendes Winter-  
grün, und ein Heer von knospen Naxissen breitet sich vor  
deinen Augen aus; höher hinauf vermischen sich rothe und weiße  
Anemomen mit der blauen Perlyphazintide und einer unbeschreib-  
lich zarten Lilienart, deren Blätter weißgrünem Flor oder Libellen-  
stängel gleichen, und wo nur eine Spanne Raum bleibt, drän-  
gen sich Weiden und wieder Weiden hervor. Du atmest den  
Dufte dieses Blumenlands, und deine Augen, an solchen Reich-  
thum nicht gewöhnt, tauchen wie bezaubert in die Farbenfülle.

Kaum hast du Zeit, einen Blick auf das alte, halbverwite-  
rte Schloß zu werfen, doch du entdeckst, daß der südliche Theil  
erhalten ist, und an den Mauern unter den schmalen Fenstern,  
sowie an einer Reihe von Spalieren schimmern die rosigen Blü-  
then der Aprikose und des Pfirsichs, und rosenrothe Baumkronen  
schmücken den Garten über dem hohen Wall. Die Kastanienallee,  
welche in den tiefstgelegenen Burghof führt, steht schon in jungem  
Laube. Nun wendest du dich zur Rechten und eilst quer über den  
Fahrweg nach einer Wiese, die von traubenartigen, weißen und  
röthlich violetten Blüten überjät ist, und kommt bei einer nied-  
rigen, halberhauenen Mauer vorüber; ein blauer Schleier von  
Weiden überzieht sie, und auf grauem Gestein unter einer Pla-  
tanengruppe wuchert süß duftender brauner Goldack. Hier scheint  
das eigentliche Heimathland der Frühlingstunder aller Länder zu  
sein. Verpäteter weißer und lila Crocus, eine goldgelbe, wicken-  
artige Blume auf schlanken Stengel, Maßlieb, Ehrenpreis,  
Stiefmütterchen, hier findest du sie alle, und wer kennt die Namen  
derjenigen, die bescheiden versteckt im tiefen Grase blühen?

Eine Viertelmeile weit bist du etwa über den sammetweichen,  
smaragdgrünen Rasen gewandert, und der Weg ist kaum merklich  
bergan gestiegen. Die Bäume, welche bisher nur immer verein-  
zelt ihre breiten Zweige ausgebreitet hatten, um dem frischen  
Grase nicht zuviel Sonne zu entziehen, treten jetzt näher zusam-  
men und bilden ein schattiges Wäldchen. In einer Schlucht, durch  
die dein Weg sich hinzieht, plätschert ein silberheller Bach, und zu  
deiner Rechten blinkt dir das Wasser eines Teiches entgegen.  
Wer ihn einmal gesehen und unter den Platanen und Kastanien  
an seinem Rande gerastet und geträumt hat, wird ihn nie

vergessen. Es ist ein stilles geheimnißvolles Wasser, klar, aber zu  
tief, als daß dein Auge bis auf den Grund dringen könnte. Er  
ist einsam und dunkel wie der Teich, an dem Renau seine Schilf-  
lieder gesungen hat, und das Lüftchen, welches die Blätter über  
seinem Spiegel regt, flüstert von der Heimath und den Lieben,  
die du dort zurücklassen mußt.

Ueber die lieblichen Fluren von Hauteville, deren Grenze an  
dem Teich beginnt, senkt sich die feuchte, warme Dämmerung des  
Frühlingsabends herab. Aus Büsch und Wiesen steigen be-  
rauschende, süße Dufte auf; die Region der Weiden ist dir zur  
Seite auf dem Wege nach dem Hause, das in der Fremde deine  
Heimath geworden ist, das Haus Haute-Rive in Montreux. Wie  
eine Festung liegt es hoch am Ufer des schönen Sees, und die  
schattigen Terrassen seines reizenden Gartens gewähren einen  
wundervollen Rundblick über die ganze Herrlichkeit der Gegend.

Die Bergweiden drüben am savoyischen Ufer sind schon in  
Dunkel gehüllt; ihr Mittelpunt, der Gramont, steigt wie der  
gigantische Giebel eines kolossalen Hauses aus dem See auf, und  
über dem schöngeschwungenen, sich scharf vom Horizont abheben-  
den Felsenvorsprung von La Meillerie steigt der Abendstern. Auf  
den Matten der Schweizeralpen blinkt noch hier und dort ein  
Fenster, schimmert die helle Wand eines Häuschens aus dem Grün  
hervor, bis Farben und Umrisse verschwimmen und sich nur noch  
in Hauptmassen abheben. Da zieht ein fremder, wunderbarer  
Schein deine Augen an. Ueber der stahlblauen Fluth der Bucht  
von Chillon, jenseits der Rhone, erhebt sich in zauberischem Glanze  
die Königin der Berge. Ein rosig Schleier überzieht ihre schnee-  
weiße Gestalt; düstig und klar läßt er die ganze imposante und  
doch so feine Schönheit ihrer Formen bis in die kleinsten Linien  
erkennen. Eine Wolke, rosenroth wie der Schleier, ruht anmuthig  
auf der breitesten Terrasse der stolzen Front. So steht sie schön  
und stumm in dem dunkeln, großen Panorama, während die  
Menschenkinder aus dem Thal und von den Bergen dankbar und  
bewundernd zu ihr aufblicken — dankbar, weil sie noch einmal  
und tausendfach schön sich zeigte, ehe es Nacht um sie wurde.

### Ueber populäre Medicin.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir jetzt die Hauptrepräsentanten unserer alkoholischen Getränke, das Bier, den Branntwein und den Wein etwas näher.

Die Biere unterscheidet man nach ihrer Stärke, d. h. ihrem Gehalte an Alkohol, und nach ihrer Schwere, d. h. ihrem Gehalte an nährendem Malzextracte, Gummi und Zucker. Zu jenen, die bis 8 Procent Alkohol enthalten, gehören namentlich die englischen, Pale Ale, London Ale, London Porter, Barclay doppel Porter, und von deutschen Bieren Münchner Zacherl, Münchner Hofbräu, Salvator und Braunschweiger Bod mit etwa 5 Procent Alkohol. Zu den schweren zählt man London Ale, Burton Ale, Braunschweiger Süßbier, Prager Stadtbier von Labutta, Münchner Zacherl, und vor allen andern die süße Braunschweiger Mumme, welche 39 Procent Malzextract und nur 1 Procent Alkohol enthält, also überaus nahrhaft ist, ohne aufzuregen. Die Farbe der Biere gibt gar keinen Maßstab für den größeren oder geringeren Gehalt an Malzextract, da dieselbe (gelb, bernsteingelb, Madeira-bräunlich, braun bis braunschwarz) lediglich vom Darren des Malzes (Luzmalz, Darmal, Farbmalz) abhängt, nicht selten auch geradezu durch Farbstoffe bewirkt wird. Nach dem Geschmack theilt man die Biere in süße und bittere, was durch den Hopfen bedingt wird. Die süßen, nichtgehopften, obergährigen, bekommen allen denen gut, welche kräftiger, leicht verdaulicher Nahrung bedürfen, die mager, abgezehrt sind oder sich nach schwerer Krankheit erholen, den Bleichsüchtigen, Schwindsüchtigen, den Ammen u. s. w. Hierher gehören die Braunschweiger Mumme, das süße Braumbier, das Köhlerbier, das Biberbier und die verschieden verdünnten Malzextracte. Vom Berliner Weißbier läßt sich die Zutraglichkeit für Schwächliche nicht so unbedingt behaupten, da es, wie der Champagner, in verschiedenen Sorten gebraut wird und durch kürzere oder längere Lagerung, weitere Behandlung von Seiten der Bierkünstler und auch Zuzüge von Spirit, Rum, Citronenliqueur, auch wohl Kalk, bedeutende Veränderungen erleidet. Thatsache aber ist es, daß eine gute, milde Weiße in manchen erschöpfenden Krankheiten, z. B. in der Cholera, im gastrischen und typhösen Fieber, mitunter auch im rheumatischen Fieber oder im Stadium stärkster Transpiration den verschmachten Kranken überraschende Hilfe und Erleichterung gebracht hat, indem sie zugleich durstlöschend, nährend und lebend wirkte. Dem säuerlichen Weißbier reihen sich an die Leipziger Gose, der Hannoverer Broihahn (1826 von Kurt Broihahn zuerst gebraut) und das Köpfbier (verborbener Name aus Conventbier, einem dünnen Nachbier, welches die Laienbrüder erhielten, nachdem für die ehrwürdigen Patres das starke Patersbier abgebraut war).

Die nicht gehopften Weiß- und Süßbiere sind wesentlich Verschärfungen nicht ausgezest; wie schon oben bemerkt, wird ihnen mitunter Spirit oder Rum zugesetzt, um ihnen eine künstliche Stärke zu geben, oder Kalk und Soda, um namentlich im Sommer die freie Essigsäure zu neutralisieren. Viel gefährlicher sind dagegen die Stoffe, welche in unreeller Absicht dem Bitterbier zugelegt werden, theils um den theuren Hopfen zu sparen, theils um sie durch narkotische Mittel betäubender und scheinbar stärker zu machen, theils um durch färbende für Unkundige das Ansehen eines schweren, kräftigen Malzextractes zu erzeugen. Zu diesen Zwecken wird nicht nur Zuckercouleur, geröstete Cichorie, Pfeffer, Buchsbaum, bittere Fledche, Fichtensprosse, Enzian, Bitterklee, Quassia, Coloquinte, Koriander, Thymian und Ingwer, sondern auch Guajak, Bifenfrant, Kodelskorn, Tammelsch, Stechpalme, Pikrinsäure, Strychnin und ähnliche Gift hinzugelegt, dessen Erkennung durch die Chemie nicht immer so leicht ist. Zu richtiger Erkennung des immensen Einflusses, welchen gerade das Bitterbier auf Leben und Gesundheit der ganzen Bevölkerung ausübt, hat die bairische Regierung schon seit langer Zeit eine äußerst strenge, nachahmungswerthe Controle des Bieres eingeführt. — Die Wirkungen der Bitterbiere werden begreiflicher Weise nach ihrem Gehalte an Hopfen, Malzextract, Zucker, Alkohol und Kohlenensäure einigermassen variiren, im Allgemeinen bemerkt man aber nach dem mäßigen Genuße eines mittelstarken, sachgemäß und reell gebrauten, gut abgelagerten und nicht zu kalten Bieres folgende Gesamtwirkung. Der Appetit wird gefördert, Wärme und Kraftgefühl des Körpers gesteigert, das Herz pulst schneller und kräftiger, das Nervensystem wird angeregt, das Gefühl der Ermüdung schwindet, und an Stelle der trüben Ge-

[2786]

